Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 15 — Leipzig, den 14. April — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der Christ und die Welt: 1 — Geistesbewegungen von Kaiser Friedrich II. bis zur Reformation: 3. Laienkultur und Laienfrömmigkeit; 4. Schluß — Johann Timotheus Hermes. Ein fast vergessener Dichter geistlicher Lieder — Die Bedeutung der Satire und ihr Recht — Die Memoiren der Johanne Terrasson: 2. Im Versteck; 3. In den Gefängnissen von Grenoble — Verschiedenes: Johannes der Täufer von Otto Servatus; Aegyptische Funde; Ferienkurse in Jena — Anzeigen

Der Christ und die Welt

1

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5, 4.

Dieser hochberühmte Spruch des Johannes ist wie ein letztes Ausläuten triumphirender Osterglocken. Er hat etwas Gewaltiges an sich. Er steht wie ein Riese unter uns Zwergen, und wenn er sich erhebt, ist es, als versänken wir in den Boden. Aber er reißt auch wie ein Feldherr die Heerschar schwankender Gedanken unaufhaltsam mit sich und hält als gütiger Steuermann das Schifflein meines schwachen Glaubens in Sturm und Wogendrang aufrecht.

Glaube, dein Name ist Sieg. Ja du bist mehr als das dünne Flämmchen schnell brennenden und verbrennenden Erkenntnistriebes, womit wir den Elementen des Lebens nachspüren, um schließlich sagen zu können, wir hätten an den Grenzen aller Anschauung so etwas wie das Dasein Gottes gefunden. Und du bist mehr als das wohlumzäunte Erbgut testamentarisch vermachter Bekenntnisse, in denen wir uns mit der Gemeinde zusammenfinden, stolz auf die Ueberlieferung der Jahrhunderte und Jahrtausende, glücklich über unsre große Vergangenheit, über unsre geistliche Ahnenreihe. Du bist auch mehr als das feinste Bächlein sanft plätschernder Gefühle, die nichts Rechtes in Bewegung setzen, außer nur immer sich selbst. Man spricht heute viel von Stimmungen. Wie übel aber stehts um die Gefühls- und Stimmungsmenschen, die nicht müde werden, ihr eignes Innere zu betrachten und zu genießen, aber vom Glauben kaum den Schattenriß kennen, geschweige sein wahres Wesen.

Sagen wirs noch einmal: Der Glaube ist Sieg, und darum ist er Kraft, und darum ist er Wille. Die Alten haben wohl gewußt, warum sie den Glauben in drei Teile zerlegten und den dritten und letzten Teil, die Fiducia, die felsenfeste Zuversicht, in die Welt des Willens verlegten. Man soll beim Glauben zwar nicht an gute Werke, aber man soll an Thaten denken, an Gottesthaten, die grundstürzend und liebeglühend zugleich in unser Dasein getreten sind und auch uns zu Thaten befähigen. Es handelt sich hierbei für unsre Erfahrung um Lebensregungen von ursprünglicher unwiderstehlicher Mächtigkeit im Gemüt, die sich bald ins thätige Leben hinaus erstrecken, bald rein innerlich und verborgen bleiben, aber beide male wirkend und segnend, duldend und leidend eine unendliche Bewegung und stetige Kraftentfaltung bedeuten. Hier weht gesunde Morgenluft. Der Glaube aber steigt wie ein Wanderer im Frührot empor, und helle, klare Ziele beflügeln seinen Lauf.

Dieser Glaube nun hat es mit der Welt zu thun. Es ist das unsterbliche Verdienst Albrecht Ritschls, uns diesen oftmals vergessenen, öfter ginggeschätzten und doch ganz unentbehrlichen Zusammenhang gelehrt, ihn fort und fort wiederholt und tief in das Nachdenken des Zeitalters eingeprägt zu haben. Der Glaube und die Welt gehören zusammen, denn sie sind geborne Gegner. Wie der Glaube einmal sein wird, und was er sein wird, wenn keine Welt mehr ist, das übersteigt jede mögliche Erkenntnis. Der Glaube empfängt erst lebendige Züge durch die Berührung mit der Welt. Sie giebt ihm Farbe und Ton, sie macht ihn lachen und weinen — oder wäre erst das menschlicher Glaube, wo keins von beiden ist? Und in derselben Beziehung zur Welt liegt für den Glauben eine gewisse Bürgschaft seiner Wirklichkeit, eine Bürgschaft dafür, daß Gott, Ewigkeit und Seligkeit, und welchen Inhalt er sonst haben mag, reales Dasein besitzen. Denn wenn ich armes Menschenkind, anstatt etwa lieblichen Träumen nachzuhängen, mich redlich und ernsthaft durch dieses harte, greifbare, fühlbare, lieblose und oft so hoffnungslose Dasein schlage und dabei Fassung, Geduld, Ergebung und Stillesein bewahre, wenn ich umgekehrt die Freuden des Lebens ertrage, ohne daß sie mir zu nahe kommen und mich aus dem Gleichgewicht bringen können, wenn ich also nach beiden Richtungen hin inmitten dieser Weltwirklichkeit mich selbst als eine Wirklichkeit andrer Art behaupte und auch als solche geltend mache, dann ist so viel Wahrheit am Glauben nachgewiesen, als bei der Unsichtbarkeit seines Wesens mit Beweisen überhaupt möglich ist.

Aber freilich bleiben Glaube und Welt einander feind, und das normale Verhältnis ist, daß der Glaube die Welt überwindet. Gott behüte uns vor dem Gegenteil. Wenn die Welt unsern Glauben überwände, das wäre, als wenn die Sterne vom Himmel ihren Glanz verlören und auslöschten. Was bliebe dann noch im Dunkel der Nacht? „Jesu stärke deine Kinder und mach aus ihnen Ueberwinder, die Du erkauft mit Deinem Blut.“ Gott schenke uns, die Erfahrung zu machen, die des Ueberwindens erste, notwendige Seite ist: wie wenig die Welt uns anhaben kann. Zwar sie kann uns sehr viel anhaben. Sie kann die Blätter und Blüten am Baume unsers Lebens wie Raupenfraß zernagen, oder sie zu Boden schlagen wie ein Hagelwetter. Sie kann aus einem gesunden, lebensfrohen, hoffnungsvollen Menschen den Schatten seiner selber, sie kann in einer einzigen Nacht ein blondes Haupt ergrauen machen. Das alles kann sie und noch mehr. Aber uns bleibt der Bogen in den Wolken, uns bleibt das Bekenntnis, das wir am Kreuze Christi erlernen und durch seine Auferstehung glorreich bekräftigt finden: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Unter solchen Eindrücken schreitet dann der Glaube zu des Ueberwindens andrer gesegneten Seite fort, daß die Welt uns nicht nur nichts anhaben kann, sondern daß sie uns helfen, fördern, bessern und aufrichten muß. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Einfältige Wahrheit, nie genug zu preisen, nie genug zu ergreifen und anzueignen. Wohl uns solch guten Glaubens, der tapfre Christenleute macht. Und zwiefach wohl uns des feinen Herrn, der solchen guten Glauben wirkt nach seinem Wohlgefallen.

Scholz

Geistesbewegungen von Kaiser Friedrich II. bis zur Reformation

3*)

Individualitäten brauchen geeigneten Boden, um sich entwickeln zu können. Sie werden da nicht emporwachsen, wo pedantisch geregelte Ordnung, Streben nach Nivellirung, geschlossenste Systematik herrscht. Dort erzeugt man wohl Maschinen, die nach höherm Willen laufen und diesem vielleicht ganz gute Dienste thun, oder Zierpuppen, die sich innerhalb bestimmter Formeln zu bewegen vermögen, aber keine Menschen, keine Persönlichkeiten, die selbständig und selbstbewußt auftreten und über den Verhältnissen stehen, nicht ihre Sklaven sind. Die „Freiheit eines Christenmenschen“ ist darum protestantische Schöpfung. Der Katholizismus kennt seinem Prinzip nach keine Persönlichkeiten. Wenn er dennoch Persönlichkeiten gehabt hat — und daran ist nicht zu zweifeln —, so sind diese teils auf einem breitern Untergrund entstanden, als ihn die Kirche als solche zu bieten hatte — man denke an Franz von Assisi —, oder es waren die, die als Lenker und Leiter des kirchlichen Mechanismus über demselben standen, nicht eingeengt durch ihn: die Päpste und Kardinäle.

Ein breiterer Boden mußte geschaffen werden zur Erzeugung von Individualitäten. Eine lange Entwicklung hat das Material dafür herbeitragen helfen. Die Anfänge liegen vor dem Zeitabschnitt, den wir skizziren wollten. Ein besonders wichtiges Moment sei herausgehoben: die Kreuzzüge. Sie brachten Occident und Orient in intime Berührung, Islam und Christentum kreuzten die Waffen, es entstand jene eigentümliche halb heidnisch-philosophische, halb christliche, halb muhammedanische Stimmung, deren Typus Friedrich II. ist.**) Judentum, Christentum, Muhammedanismus begannen sich untereinander in ihren konkreten Erscheinungsformen zu vergleichen, kein Wunder, daß die Frage aufgeworfen ward: Sind wir nicht alle drei betrogne Betrüger? und daß man in halb mystischer, halb spekulativer Philosophie des Welträtsels Lösung suchte. Jenes Durcheinanderwirren von Orient und Occident übte aber bedeutsamste Rückwirkung aus auf eine Entwicklung, die eben damals in den ersten Anfängen lag und dann immer weiter siegreich vordrang: auf die Entwicklung der Laienkultur. Die geistige Beherrschung der Welt durch den Klerus und das Mönchtum begann zu wanken, langsam arbeitete sich die Laienwelt neben ihm zur Selbständigkeit empor; die Weltüberwindung durch Weltverneinung schien durchbrochen zu werden durch diesseitige Interessen, die bei den Laien Beifall fanden. Die Städte — wie schnell waren sie emporgeblüht! — wurden die Träger dieser Bewegung. In der uns beschäftigenden Zeit hatten sie vielfach eignes Schulwesen mit eignen Lehrern, kurz ein selbständiges, von kirchlicher Bevormundung in weltlichen Dingen emanzipirtes Leben. Der beste Beweis für ihre Kraft war der ungeheure Eifer, mit dem man kirchlicherseits teils neue Kongregationen organisirte, teils die vorhandnen gründlich zu reformiren strebte: wäre die städtische Konkurrenz nicht gewesen, die Brüder vom gemeinsamen Leben und die Reformen eines Andreas Proles im Augustinerorden wären kaum ins Leben getreten. Hier innerhalb des blühenden städtischen Lebens bei großem Handelsverkehr, der Leute von allerlei Land herein und wieder herausführte, war Raum geschaffen für Individualitäten, hier war die starre Mechanik römischer Systematik durchbrochen. Durch die Entdeckung der neuen Seewege nach Indien und Amerika eröffnete sich der Ausblick auf einen neuen Aufschwung des Handels, und zwar der westlichen Völkerschaften, während der bei der Präponderanz des Mittelmeers bisher mächtig gewesene Handel Venedigs langsam aber stetig zurückging.

Und nun denke man sich in dieser wirtschaftlich bewegten Laienwelt religiöse Motive wirksam, ja Religion und Wirtschaftsbewegung aufs engste verknüpft! Wir sahen schon, wie das infolge des kirchlichen Zehntensystems der Fall sein mußte, Wirtschaft und Religion befanden sich in beständiger Wechselwirkung. Eine religiöse Bewegung, die hussitische, hatte die wirtschaftliche Forderung der Einziehung des Kirchengutes zu Gunsten der Masse erhoben und mit Gewalt durchzusetzen versucht, es war eine Laienbewegung gewesen. Religiös wie wirtschaftlich wollten die Laien sich auf die Stufe der Priester emporschwingen, daher verlangte man Laienkelch und Kirchengut, darum aber auch stellte man die Forderung strengsten sittlichen Lebens auf. Die asketischen Gedanken und Kräfte, bisher in der Theorie ein Reservat der Kleriker, drangen nunmehr in die Laienwelt ein. Spurlos vorübergegangen sind diese Regungen in Böhmen nicht, am allerwenigsten in Deutschland. Je mehr die Kunde von dem schamlosen unsittlichen Treiben an der Kurie über die Alpen drang, desto schärfer wurde der Widerspruch zwischen dem Ideal, das die Kirche für sich in Anspruch nahm, und der Wirklichkeit empfunden, desto empfänglicher wurde das Volk für Ideen, die den böhmischen verwandt waren. In den Bauernkriegen hat Deutschland seine Hussitenkriege gehabt, mochten auch naturgemäß territoriale Unterschiede Differenzen beider Bewegungen bedingen. Es ging durch das Volk hindurch ein Zug tiefer religiöser Sehnsucht nach Höherem, Besserem; man murrte gegen die Kirche, weil sie nicht leistete, was sie versprach. Eine solche Gärungsepoche aber ist die Zeit, aus der heraus eine Persönlichkeit das erlösende Wort spricht, das alle Andern suchten. Man vergegenwärtige sich, daß die herrschende Philosophie dem Streben nach Besserung entgegenkam; in unserm Zeitabschnitt vollzieht sich der Umschwung vom Thomismus zum Scotismus, zu einer Richtung, die den Accent auf den Willen, nicht sowohl auf den Verstand legte. Durch Willensstärke aber werden Individualitäten aus der Masse herausgehoben und getragen.

Noch einmal wiederholte sich das Schauspiel der Durcheinanderwirrung von Orient und Occident, und wiederum schuf es einen Zustand, der gleichsam philosophirend über den positiven Religionen stand. Aber diesmal machte sich nicht das Abendland auf zum Kreuzzug in den Orient, sondern der Orient kam herüber nach Westen, als Hilfeflehender klopfte er dort an: das Vordringen der Türken, endigend mit der Eroberung Konstantinopels, trieb die Byzantiner aus ihrer Hauptstadt. Und nun gewann im Abendlande, naturgemäß zunächst in Italien, eine dort im Entstehen begriffne Bewegung blühendsten Aufschwung. Man pflegt die neue Zeitepoche, die nun anbrach, als Zeitalter der Renaissance und des Humanismus zu bezeichnen. Es war in der That eine Wiedergeburt, ein Zurückversetztwerden auf die frühere Stufe, da das Joch der Kirche der Menschheit noch nicht auf den Nacken gelegt war. Retornar al segno (Rückkehr zum Zeichen) hieß das Losungswort; man wollte überall zurückgreifen auf das „Zeichen“, d. h. den Urbegriff und den Urzustand. Indem man den Menschen, so wie er sein sollte, nicht mehr so, wie er unter den gegenwärtigen Verhältnissen war, nachbilden wollte, forderte man Freiheit von den fesselnden Schranken der im Laufe der Zeit gewordnen Sitte, von der Macht der Kirche, der Rücksicht auf die Gemeinschaft, und machte mit allem Nachdruck die Rechte des Individuums bis zur schrankenlosesten Willkür geltend. Der Typus des italienischen Tyrannen fand so gleichsam wissenschaftliche Rechtfertigung. Indem man auf die neuerschlossenen Quellen klassischen Griechentums zurückging, belebte sich die Antike von neuem. Man schwelgte in der Lektüre Platos, suchte die Platonische Akademie nachzubilden und wußte vom Griechentum mehr als vom Christentum.

Freilich täuschte man sich darüber hinweg, indem man die griechisch-philosophischen Ideen in Einheit mit dem Christentum sich vorstellte und beide einander anzunähern suchte. Nur so wird verständlich, wie das Papsttum nicht nur zunächst freundlich sich dieser Bewegung gegenüberstellte, sondern zeitweilig sogar die führende Rolle in ihr übernahm. Wie schon einmal in der Geschichte war der Neuplatonismus die Brücke, die Heidentum und Christentum verband. Aber jetzt wurde der Neuplatonismus in ganz andrer Weise verwertet, als es in den Anfangszeiten der katholischen Kirche der Fall war. Er war jetzt für das sich emanzipirende Individuum das Vehikel, auch in der religiösen Welt selbständig zu werden und in dem

*) Vgl. Nr. 13. — **) Vgl. Jahrgang 1895, Nr. 25 f.: Kaiser Friedrichs II. Stellung zu Religion und Kirche.

mystischen Verkehr mit der Gottheit eine persönliche Religion zu gewinnen, ohne Vermittlung der Kirche.

Wie gesagt, die Kirche glaubte ihre Elastizität auch der humanistischen Bewegung gegenüber erproben zu können und erkannte noch nicht die Größe der ihr drohenden Gefahr. Und doch war diese eminent für das kirchliche System. Im Humanismus erhebt sich die Laienkultur zu glänzender Blüte, sie sucht ihre eigne Welt für sich, eine freie, heitre Welt ohne den Zwang kirchlicher Institutionen. Gewiß, noch steht sie äußerlich in Verbindung mit der Kirche, aber innerlich ist sie über diese Verbindung hinaus. Und wie nun, wenn man die Losung Retornar al segno auch gegen die Kirche wandte? Wenn man durch Rückgreifen auf die Quellen der Differenz inne ward zwischen apostolischem Christentum und Christentum der Kirche? Schon regten sich Stimmen, die dieses Unterschiedes gewahr geworden waren, und die Renaissance Augustins und des Apostels Paulus zeigte deutlich genug, in welcher Richtung sich die Gedanken bewegten. Und bereits rüttelte man an Fundamenten des Kurialismus, wenn man die Donatio Constantini, die Dekretalien Pseudoisidors und selbst das Apostolische Symbolum anzweifelte. Waren es auch zunächst nur Einzelne, die derart aus der Menge sich heraushoben, die Laienbewegung der Renaissance barg Zündstoff in gewaltiger Menge in sich, der zum lodernden Brande werden mußte, sobald zur rechten Zeit der Funke in ihn hineinflog. Und seitdem Deutschland der neuen Bewegung die Waffe der Buchdruckerkunst gegeben hatte, war vorauszusehen, daß, wo nur immer der Brand beginnen würde, er alsbald nach allen Richtungen sich verbreitete.

Freilich schien wenig von dieser Gärung zwischen Kirche und Laienkultur bemerken zu müssen, wer einen Blick hineinthat in das Frömmigkeitsleben des Volkes. Es ist richtig, die humanistische Bewegung beschränkte sich auf die Klassen der Gebildeten. Und im Volke sah man ein Haschen nach den Brocken, die von der Kirche Tische fielen. Man griff gierig nach den Ablaßzetteln und beeilte sich in Wallfahrten, Almosengeben, Fasten, Rosenkranzplärren u. s. w. sein Möglichstes zu thun, um die Gnade, die die Kirche an jene Uebungen band, zu erringen. Der Heiligenkultus blühte mehr denn je. Und doch wäre es falsch, darin nur Zeichen blühender Kirchlichkeit zu sehen; es waren mehr Zeichen blühender Religiosität, die nur deshalb in den kirchlichen Formen sich hielt, weil sie noch keine bessern besaß. Es ist der Aberglaube nicht immer ein Zeichen des Unglaubens, er kann auch unvollkommne Aeußerung des Glaubens sein, und das war er damals. Nicht das Volk trifft die Schuld an jenem bis zum Wahnsinn gesteigerten Aberglauben des endenden Mittelalters, sondern die Kirche, die ihn nicht nur nicht zu beseitigen suchte, sondern steigerte, wo sie nur konnte.

Daß im Volke bessere und beste Kräfte schlummerten, das zeigt ihr Erwachen bei Luthers Auftreten. So darf man den Aberglauben in jener Zeit als die in kirchlichen Schranken gehaltne Sehnsucht nach Besserm verstehen, gleichsam als die erste instinktive Regung religiöser Selbständigkeit, vorläufig noch niedergedrückt durch die Zucht der Kirche, aber Kräfte in sich tragend, die das Joch zu zerbrechen fähig waren, sobald eine starke Hand ihnen die Richtung wies.

4

„Uebersieht man das alles, so tritt zu Tage, daß eine ungeheure Umwälzung im ganzen Geistesleben der abendländischen Christenheit sich anbahnt, daß die Schichten, die in der Kirche bisher keine Stimme besessen hatten, sich anschicken, die Richtung des ganzen geistigen Lebens zu bestimmen und zu ändern."

Die Laienkultur mußte der Kirche tötlich werden. Die Entwicklung hätte dahin führen können, daß sie sich völlig von letzterer losriß und so das Weltliche in sich repräsentirte, dem gegenüber die Kirche als das Geistliche stand. Die antikurialistische nationale Bewegung, vor allem in Deutschland, das erstarkte Landesfürstentum wäre mächtig genug gewesen, die Emanzipation des Weltlichen zu schützen. Die Stellung der spätern Humanisten, sofern sie sich nicht der Reformation anschlossen, spiegelt in etwas den Gang, den die Bewegung hätte nehmen können. Er hätte wohl letztlich mit dem Siege der Kirchenmacht geendet. Dieser Möglichkeit gegenüber versteht man es zu würdigen, daß nun der Reformator aus dem Kreise der Kirche heraus erstand und von der Kirche aus Fühlung mit der Laienbewegung gewann. Dadurch wurde es möglich, die religiösen Kräfte, die die Kirche trotz aller Degeneration noch besaß, für die Laienwelt fruchtbar zu machen. Luther hat in seiner Schrift an den christlichen Adel die beiden konkurrirenden Kreise, Laienkultur (im umfassendsten Sinne genommen einschließlich der politisch-nationalen Regungen) und Kirche, zusammengeschlossen zu der höheren Einheit des Leibes Christi, in dem dann Jeder sein bestimmtes Thätigkeitsfeld erhielt. Damit hat er das Problem gelöst, an dem das Mittelalter sich zerarbeitet hatte. Wir glauben gezeigt zu haben, wie diese Lösung sich allmählich anbahnte. Es ist nicht schwer, in Luthers Leben die Spuren zu verfolgen, deren Anfänge ins Mittelalter zurückreichen. Ein Genie ist und bleibt auch Kind seiner Zeit, und seine Größe besteht darin, die in seiner Zeit zerstreut vorhandnen Gedankenrichtungen mit starker Hand zu einer Einheit zusammenzuschließen und dadurch seine Zeit auf eine Höhe zu heben, die sie ohne es nie erreicht hätte.

Walter Köhler

Johann Timotheus Hermes

Ein fast vergessener Dichter geistlicher Lieder

Ueber dem Klavier in meines Vaters Studierzimmer hängt unsre „Ahnengalerie," eine Sammlung von einigen alten Oelgemälden mit dunkeln braunen Farben und mattglänzenden, hie und da brüchigen Goldrahmen. Es sind die Bilder der Großeltern und der Urgroßeltern, die ernsthaft von der Wand in das Zimmer hineinschaun. Einer von diesen, mein Urgroßvater Johann Timotheus Hermes, ist in einem kleinen, feinen, sehr zart ausgeführten Pastellbilde noch einmal dargestellt, ein Zeichen, daß man seine Bedeutung in unsrer Familie gewürdigt und sein Andenken hochgehalten hat. Dies kleine Porträt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist mir immer ein treues Bild der Zeit gewesen, in der es entstanden ist. Der Urgroßvater ist im schwarzen Leibrock gemalt, aus dem sauber und gediegen eine steifgefältelte Halskrause herausschaut. Die kleinen blauen Augen blicken ruhig und sicher dem Beschauer ins Angesicht; in ernste, ausgeprägte Falten ist das gesunde, ein wenig gerötete Gesicht gelegt, und hinter dem allen hängt, wie am Regulator der Pendel, von der sorgsam gewellten Perücke der Zopf herunter.

Ist das nicht eine Personifizierung der Zeit des Rationalismus? In diesem Bildchen steht die ganze Nüchternheit und standfeste Sicherheit der Menschen jener Zeit vor uns, die, abgelöst von aller schäumenden, träumenden Jugendlichkeit, den klaren Blick für das praktisch Notwendige und Reale in sich pflegten, nicht ohne eine schlimme Pedanterie und niederdrückende Engigkeit. Pedanterie und Philistertum — das sind die wahren Kennzeichen des Rationalismus. Auch in der Theologie. Da ist alles so klar, so selbstverständlich, so vernünftig und ach! so schrecklich langweilig. Ueber alles Paradoxe setzt das mit seiner angebornen Vernunft operirende Subjekt mit heiterm, gewinnendem Lächeln hinweg, macht es auch dem Blödesten klar und verständlich und vergißt dabei ganz, daß die besten und tiefsten Gedanken der Religion in Paradoxien enden. Losgelöst von aller Geschichte, ohne Ahnung von der Bedeutung der Persönlichkeit für das religiöse Leben des Einzelnen und der Religionsgemeinschaft, stellt sich der Rationalismus mit beiden Füßen in das reale Leben und beschränkt den Inhalt der Religion auf die drei Werte: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, die, weil der Vernunft eingeprägt, als selbstverständlich für jeden tugendhaften Menschen vorausgesetzt werden. So findet Jesus Christus in der rationalistischen Darstellung der christlichen Religion keine fundamentale Stellung. „Eine himmlische Erscheinung auf dieser sublunaren Erde," wird er verehrt und angebetet als das vollendetste Beispiel edler Tugend und reiner Menschlichkeit, ohne daß man von ihm grundlegende Kräfte für das innere Leben des Einzelnen erwartet. Man sollte nun denken, daß diese mangelhafte Religionstheorie auf das praktisch-religiöse Leben der christlichen

Gemeinde verwüstend eingewirkt hätte. Wir wollen nicht beurteilen, wie es geworden wäre, wenn der Rationalismus seine Herrschaft länger behalten hätte; für die geschichtlich zu beurteilende Zeit ergiebt sich vielmehr, daß sich mit der schlechten Theologie eine gute christliche Grundüberzeugung verband, die wohl Vieles von dem bisher als Inhalt der Religion Gepflegten abschnitt oder als nicht wesentlich beiseite schob, die aber den zentralen Punkt der christlichen Religion, das feste Vertrauen auf Gott, sieghaft vertrat und durchzusetzen wußte. Das Gottvertrauen ist durch den Rationalismus Gemeingut des deutschen Volks geworden. Die gewaltige religiöse Begeisterung der Freiheitskriege, deren Kämpfer von rationalistischen Predigern unterrichtet waren, kann uns vielleicht arm an religiösen Gedanken erscheinen, aber sie hat das Bewußtsein, in Not und Tod auf Gott den Herrn vertrauen zu dürfen, mit einer gewaltigen Sicherheit sich zu eigen gemacht. Dank dieser glücklichen Fügung finden wir bei wissenschaftlich sehr pedantischen und engen Rationalisten oft ergreifende religiöse Lieder, die zwar auf Jesus Christus wenig Bezug nehmen, aber das Verhältnis zu Gott, die Ueberzeugung, sein Kind zu sein und ihm sein Geschick anbefehlen zu dürfen, wunderbar zum Ausdruck bringen. Beachten wir nun noch, daß es wenige Perioden in der Geschichte des Christentums gegeben hat, die die christliche Religion so sehr von der sittlichen Seite her aufgefaßt haben wie der Rationalismus, so wird es uns nicht wundern, daß in diesen Liedern mit dem Grundton des Gottvertrauens und der Sehnsucht nach Gott sich häufig ein lebhaftes, rührendes Verlangen nach sittlicher Vollkommenheit verbindet. Eines der schönsten Lieder aus dieser Zeit, eine wahre Perle in unserm Gesangbuch, hat uns Johann Timotheus Hermes geschenkt.

Von seinem Leben wissen wir sehr wenig; zwar hat sich in der Familie eine Sammlung seiner Briefe erhalten, aber sie geben uns, da sie fast alle aus der Verlobungszeit des Briefschreibers stammen, über sein äußeres Ergehen geringe Auskunft. Eine Selbstbiographie ist früh verloren gegangen, und so ist Joerdens' Lexikon der Dichter und Prosaisten die bisher ergiebigste Mitteilungsquelle gewesen. In einem pommerschen Pfarrhause, in Petznik bei Stargard, ist Johann Timotheus Hermes am 31. Mai 1738 geboren worden. Sein Vater war ein sattelfester Orientalist und tüchtiger Wolffischer Philosoph und unterrichtete seine beiden Söhne zuerst selbst; die Mutter, von der Johann Timotheus immer mit zärtlicher Liebe gesprochen hat, pflegte mehr das Gemüt und den religiösen Sinn des Knaben. Ein Hauslehrer bereitete ihn, der trotz vieler Krankheit ungemein schnell und gut lernte, auf das Gymnasium in Stargard vor, von wo aus der noch sehr junge Mensch als der Theologie Beflissener nach Königsberg ging. Mit nur $4\frac{1}{2}$ Thalern in der Tasche kam er dort an. Die erwartete väterliche Geldsendung fand er nicht vor, und so wäre er in der fremden Stadt wohl zu Grunde gegangen, wenn ihm nicht seine Bücherkenntnis (er war ein großer Bücherliebhaber) auf den Auktionen zu statten gekommen wäre und ihm ein notdürftiges, erstes Auskommen gesichert hätte. Bald nahmen sich gute Menschen seiner an; hervorragende Kenntnisse in der französischen Sprache verschafften ihm Eingang in den besten Familien Königsbergs. Der kluge, scharf beobachtende junge Theologe machte da manche interessanten Studien, die er später gut verwenden konnte.

In diese Zeit fällt die entscheidende Wendung seines Lebens. Einer seiner Lehrer, Professor Arnold, interessirte sich lebhaft für ihn und machte ihn mit dem damals auf seiner Höhe stehenden englischen Tugendroman bekannt, indem er ihm den Grandison zu lesen gab.

Diese Lektüre sollte nicht ohne praktische Erfolge bleiben. Schon in einer der nächsten Vorlesungen über Moral gab der Professor der Theologie seinen Zuhörern auf, eines der von ihnen durchgenommnen kasuistischen Themata in — wir würden sagen — Novellenform zu behandeln und vorzutragen; ein interessantes Beispiel für die große Ueberschätzung der ästhetischen Formen und Werte im Zeitalter Friedrichs des Großen. Hermes schrieb über vier kasuistische Fragen kleine Erzählungen, in denen er mit kecker Hand Menschen aus der ihn umgebenden Gegenwart zeichnete. Mit der letzten dieser Novellen war sein Lehrer zufrieden und sagte ihm die für das Schriftstellerleben des Schülers zielsetzenden Worte: „Die Zeit naht, wo wir als Prediger den Menschen wenig werden beikommen können; alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen, und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können dann ein deutscher Richardson werden!“

Ein deutscher Richardson — das war das Ideal, dem Johann Timotheus Hermes seit dieser Zeit nachstrebte. In allen seinen Romanen merkt man auf den ersten Blick das Vorbild der Engländer, die mit ihren noch an Abenteuern reichen, aber doch einigermaßen psychologisch fundamentirten Tugendromanen die Zeit der Grimmelshausenschen Kriegs- und Räuberromane und der Robinsonaden ablösten. Es ist heute noch interessant, sich in einen dieser Romane, vielleicht in den Grandison von Richardson, zu vertiefen. Das absolute Scheusal in Menschengestalt und der absolute Engel stehen sich gegenüber. Der Engel, der immer eine recht lebhafte Ueberzeugung von seiner Tugend hat, entrinnt endlich den scheußlichen Nachstellungen des verbrecherischen Menschen, der am Schlusse den für die sittliche Weltordnung notwendigen schrecklichen Untergang findet. Diese Romane, deren Realismus, eben weil sie unter der sittlichen Etikette segelten, in der Schilderung jeglicher Abscheulichkeit bisweilen alles übertrifft, was wir in der heutigen Litteratur vorfinden, haben vor allem sittliche Zwecke, sind mit Bewußtsein Tendenzschriften und wollen den Leser in seinem Glauben an die Tugend bestärken. Und dies war es, was Hermes zu ihnen hinzog. Nicht litterarischer Ruhm hat ihn gereizt, noch weniger trieb ihn überquellender dichterischer Gestaltungsdrang zu seinem Schaffen, sondern die Absicht, in gefälliger Form sittlich auf sein Volk einzuwirken, hat ihn zum Romanschriftsteller gemacht. Seit 1759 schrieb er, getreu der Weisung seines Lehrers, Romane, Novellen, Reiseerzählungen, Plaudereien, in denen er „in schönen Morgenstunden oder an ruhigen Abenden die ganze Moral des Weibes in Form selbstgemachter Erfahrungen niederschreiben wollte.“ Fünfundzwanzig Jahre war Hermes alt, als er mit der Behandlung der Moral des Weibes anfing, und wir dürfen heute sagen, daß er mit seinem nüchternen, gefühlsarmen Temperament recht wenig zur Darstellung gerade dieses Gebietes geeignet war; dennoch hat er für seine Zeit Großes geleistet. Als einer der Anfänger des deutschen Familienromans wird er in der deutschen Litteraturgeschichte unvergessen bleiben.

Sein Hauptwerk ist der unsern Großeltern wohlbekannte Roman: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Vor mir liegt die im Jahre 1778 erschienene rechtmäßige dritte, vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe in sechs Bänden, geschmückt mit schönen Kupfern von Chodowiecki. Ich besitze außerdem eine ebenfalls sechs Bände umfassende Nachdruckausgabe dieses Romans. Rechnet man zu diesen beiden Drucken die andern Nachdrucke hinzu, so stellt dies Werk einen ungewöhnlichen schriftstellerischen Erfolg dar. Ein Werk von solchem Umfange, in solchen Auflagen verkauft, muß dem Geschmack der Zeit entsprochen und der Zeit etwas Wertvolles gegeben haben. In der That hat das ausgehende achtzehnte Jahrhundert seine Lieblingsschriftsteller vielmehr in Männern wie Hermes gefunden als in den Klassikern. Die Xenien, von denen drei auch Hermes, den „Pastor Kyllenius,“ treffen, sind dann das große Strafgericht über das urteilslose Publikum und seine Modedichter geworden.

Sophiens Reise ist der erste deutsche Originalroman von Hermes, der noch 1766 unter englischer Devise schrieb. Das Allgemeine der Richardsonschen Manier ist auch hier beibehalten; um die beiden üblichen Charaktere, den untergehenden Bösewicht und die ihrer Reinheit sich sehr bewußte Unschuld, schlingt sich die Handlung und Entwicklung des Romans. Entwicklung — man kann eigentlich von einer Entwicklung in diesem Werk nicht reden, denn in ihm haben wir das auf dem ganzen Gebiete der deutschen Litteratur beispiellose und nie wieder erreichte Muster von Verworrenheit und Undurchsichtigkeit. Schier unglaublich ist der Mangel an plastischer Gestaltungskraft, der sich in diesem Werke offenbart. Jede Spur von straffer Glie-

derung fehlt; immer wieder werden neue Personen, neue Geschichten, neue Handlungen in den in Briefform geschriebnen Roman eingeschoben, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, das Neue mit der eigentlichen Fabel in Verbindung zu setzen. Der einzige deutlich erkennbare Gedanke in diesem formlosen Buch, dessen Inhalt in Kürze wiederzugeben unmöglich ist, ist der, die Moral des Weibes, sein Verhalten in allen möglichen Lebenslagen darzustellen. Der nüchterne Sinn des Verfassers verstand die bürgerlichen Kreise, ihre Tugenden und Laster gut zu schildern; aber es bleibt für uns heute unbegreiflich, wie dies Werk von seinem Publikum wahrhaft verschlungen worden ist. Man hat es interessant, ja aufregend gefunden. Meinem Vater erzählte einmal eine alte Dame, daß sie als junges Mädchen alle sechs Bände einer alten Tante hätte vorlesen müssen. Auf seine teilnahmsvolle Frage, ob das nicht sehr langweilig gewesen sei, wurde ihm die Antwort: „Durchaus nicht! Aber als Sophie im sechsten Band nicht den Herrn Puff, sondern den Magister Kübbuz heiratete, da habe ich wütend das Buch auf die Erde geworfen und darauf getreten!"

Am Anfang des ersten Bandes von Sophiens Reise findet sich das Lied, das dem Namen Johann Timotheus Hermes auch im Gesangbuch der evangelischen Kirche für immer einen ehrenvollen Platz sichert. Der Zusammenhang ist folgender: Eine kranke Bettlerin wird von dem edelmütigen Helden des ersten Bandes schlecht behandelt. Sie duldet still und rührt sein Herz.

Ich lese in Ihren Augen, was ich gemacht haben muß! sagte er und lief sogleich hinaus. O Frau, warum habt Ihr von diesem kranken Fuß nichts gesagt?

Ich sage schon seit langer Zeit nichts mehr davon. Wenig Menschen sehen, wenn ich bettle, mir in mein trauriges Gesicht. . . . Sonst pflege ich zu singen; aber weil ich Sie und die Mademoiselle beschäftigt sah, wollte ich es nicht wagen. Mein lieber Herr, wenn die Betrachtung der Ewigkeit, wo kein Schmerz mehr sein wird, mich nicht tröstet — doch lassen Sie es nur gut sein . . .

Er entfernte sich und brachte ihr dann ein Almosen in Papier gewickelt. Sie nahm es und weinte sanft. Als sie nachher bemerkte, daß unsre Abreise verzögert ward, kam sie, von uns unbemerkt, an die Thür und sang dies Lied:

Ich hab von ferne,
Herr! Deinen Thron erblikt,
und hätte gerne
mein Herz vorausgeschikt!
und hätte gern mein müdes Leben,
Schöpfer der Geister, Dir hingegeben!

Das war so prächtig,
was ich im Geist gesehn!
Du bist allmächtig;
drum ist Dein Licht so schön!
Könnt ich an diesen hellen Thronen
doch schon von heute an ewig wohnen!

Nur ich bin sündig,
der Erde noch geneigt,
das hat mir bündig
Dein heilger Geist gezeigt!
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
noch nicht ganz innig mit Dir vereinigt!

Doch bin ich frölig,
daß mich kein Bann erschrekt;
ich bin schon selig,
Seitdem ich das entdeckt!
Ich will mich noch im Leiden üben,
und Dich zeitlebens inbrünstig lieben.

Ich bin zufrieden,
daß ich die Stadt gesehn;
und ohn Ermüden
will ich ihr näher gehn,
und ihre hellen goldnen Gassen
lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Niemals wieder ist es dem Dichter beschieden worden, einem tiefen, sehnsuchtsvollen Inhalt eine so einfach schöne krystallklare Form zu geben. Nur wenige von seinen andern geistlichen Liedern haben in unsern Gesangbüchern Aufnahme gefunden. Und mit Recht! In der Form gekünstelt, zu abstrakt oder zu

sentimental im Inhalt tragen sie zumeist deutliche Spuren der Zeit an sich, in der sie gewachsen sind, und diese Zeit ist oft sehr geschmacklos gewesen.

Von dem Leben unsers Dichters ist nicht viel zu berichten. Mit der Herausgabe von Sophiens Reise war sein Lebenswerk vollendet; die späteren Romane, denen sich auch einer in französischer Sprache anreihte, der in Breslau längere Zeit für den Unterricht im Französischen als Schulbuch benutzt wurde (!), sind im Grunde nur die Fortsetzung der dort angefangnen formlosen Behandlung sittlicher Fragen. Ganz ohne Eigenart sind die erbaulichen Schriften von Hermes. Ohne inneres Verständnis, wohl mit geheimem Widerwillen stand er der neuen, von Weimar ausgehenden Kunstrichtung gegenüber, deren Vertreter für seine Verehrer freilich nur Spott und Verachtung kannten. Auch die Freiheitskriege gingen vorüber, ohne auf den mittlerweile zu hohen theologischen Ehren gelangten Mann tiefer einzuwirken, obwohl er in Breslau, dem anfänglichen Mittelpunkte dieser neuen Geistesbewegung, eine große und geachtete Stellung einnahm. Er war eben der Vertreter einer Zeit, die mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Ende ging, und konnte sich in die neuen Aufgaben und die neue Stellung nicht mehr hineinfinden. Seine letzten Lebensjahre wurden durch schwere Krankheit verdüstert; am tiefsten traf es ihn aber, daß sein heißgeliebter ältester Sohn, ein reichbegabter Prediger, nicht ohne Schuld des ihn völlig falsch behandelnden Vaters auf traurige Weise im Leben unterging. Die letzte große Freude des alten Mannes war das fünfzigjährige Amtsjubiläum, das am 15. März 1816 in Breslau unter allgemeiner Teilnahme gefeiert wurde. Auch die theologische Fakultät in Breslau, die ihn bei der Friedensfeier am 18. Januar 1816 mit der Würde des Doktors der Theologie geehrt hatte, sandte ihm bei diesem Feste ihren herzlichen Glückwunsch. Am 24. Juli 1821 ist er dann, alt und lebenssatt, in Breslau gestorben.

Fast alles, was er geschaffen hat, ist in den Schoß der Vergangenheit hinabgesunken, und wenige Menschen nur fragen noch darnach. Aber an dem, was in heiliger Stunde seine Seele tief und wahr empfand und schön und klar aussprach, werden sich noch Unzählige in der christlichen Gemeinde freuen. Ein wahres Wort kann ja nicht sterben, sondern wirkt lebendig und Leben schaffend in ewige Zeiten fort.

Rudolf Hermes

Die Bedeutung der Satire und ihr Recht

1

Die Satire liegt auf der Grenze von Poesie und Prosa, von Aesthetik und Ethik. Schon ihre Form ist bald mehr, bald weniger ästhetisch kunstvoll; und ihr Inhalt ist wesentlich nicht ästhetisch. Ihre eigentliche Bedeutung liegt darum nicht in der irgendwie auch bei ihr zuweilen vorhandnen Darstellung des Schönen, sondern in der Durchsetzung der Wahrheit und in ihrer Richtung auf das Gute.

Trotzdem man allgemein den sittlichen Unwillen gegen die verkehrte Wirklichkeit (Friedrich Theodor Vischers Aesthetik, Band 3, 2, 5) oder die Verachtung, das Mißfallen (Garnett in der Encyclopaedia Brit.) als die Grundstimmung des Satirikers erkennt, hat man doch das moralische Moment noch nicht überall als das wesentlichste in der Satire gewürdigt; und die theologische Ethik überläßt dies ganze fruchtbare Feld den Aesthetikern. Das ist verkehrt, aber erklärlich. Aus zwei Gründen erklärlich. Die Geschichte der Satire zeigt, daß durchaus nicht zu jeder Zeit und in jedem Satiriker oder doch nicht in jedem seiner Werke die aus Sittlichkeit geborne Kritik die Grundstimmung und eigentliche Methode der Satire gewesen ist; vielmehr scheint es oft geradezu auf Unsittlichkeit und das Wohlgefallen daran hinauszulaufen. Und wenn oft genug die sittlichen Grenzen streng beobachtet werden, so bleibt bei manchem Leser doch immer noch der Eindruck zurück, daß Etwas nicht in Ordnung ist. In diesem unbestimmten Gefühl sehe ich den zweiten Grund des Mißtrauens gegen die Satire. Man ist an eine andre Art sittlicher Wirksamkeit gewöhnt. Man kann sich mit der ganzen Form oder Methode nicht befreunden. Man denkt, der Satiriker

meine es böse und wolle verderben. Man ärgert sich über den Spötter, der wohl Alles herunterreißen wird, wenn sich ihm nur Gelegenheit dazu bietet. Man stößt sich an der leichten Art, mit der das sittlich Gewichtige spielend hin und her geworfen wird.

An Zweierlei also nimmt man Anstoß: erstens an der historisch gegebnen Gestalt der Satire, zweitens an dem Prinzip satirischer Kritik überhaupt.

Dieser Anstoß und das daraus erwachsende ablehnende Verhalten christlich ernster Kreise gegen diese litterarische Gattung kann einerseits als ein erfreuliches Zeichen sittlicher Reinheit betrachtet werden. Andrerseits aber ist mir doch wieder völlig klar, daß auf dieser Stufe des Urteils die sittliche Logik noch nicht bis zum Ende ihrer Arbeit gekommen ist.

Denn die Satire an sich — nicht so jede thatsächlich gegebne Satire — hat einen hohen sittlichen Wert. Schon die Mitarbeit an sittlichen Problemen ist wertvoll. Auch einem ungeschickten Arbeiter, wenn er nur Lust und Eifer zur Arbeit zeigt, soll man vertrauen und — ihm helfen, es besser zu machen. Man kann nicht von jeder Satire sagen, daß sie ihre sittliche Arbeit mit Geschick thut; scharfe Unterscheidung der ästhetischen Form von dem sittlichen Gehalt ist nötig, um in dieser Hinsicht von falschem Optimismus, von allzu günstiger Beurteilung loszukommen. Diese Unterscheidung ist nicht so leicht; denn gerade das feine Ineinanderarbeiten des Aesthetischen und Ethischen läßt eine Satire gut gelingen; ist die sittliche Wirkung einer Satire gering, so können demnach ebenso gut die ästhetischen wie die ethischen Mittel des Verfassers mangelhaft gewesen sein. Man darf also von der sittlichen Wirkung nicht ohne weiteres auf den sittlichen Wert des Verfassers und seiner Absicht bei der Dichtung schließen. Man wird zugestehen, daß viele Satiriker durch das sittliche Moment zu ihrer Arbeit getrieben worden sind, und zwar nicht bloß durch die Lust an logisch-psychologischer Zergliederung sittlicher Probleme, sondern durch den Drang, an der Lösung der durch diese Probleme gestellten Aufgaben in ihrer Weise mitzuarbeiten. An diesem Urteil ändert nichts, daß auch Unberufne sich an den Webstuhl setzten, die Fäden arg verwirrten und die Knoten grob durchschnitten. Dies thaten Etliche aus Spielerei; sie kannten den Wert der sittlichen Arbeit nicht, sie ahnten nichts von der Wucht sittlicher Thorheit. Und Manche thaten es im vollen Bewußtsein ihrer sündlichen Arbeit; sie ließen sich von der Schönheit der Sünde verleiten, die Waffen der Wahrheit für sie zu gebrauchen. Hat die Geschichte der Satire allein solche „falschen Brüder“? Ist nicht auch durch „Predigen“ und „Erziehen“ schon stark gesündigt worden?

Die ideale Satire ist von hohem sittlichen Wert. Nicht bloß wegen der sittlichen Absicht ihrer Verfasser oder — was dasselbe ist — wegen der Mitarbeit an sittlichen Problemen überhaupt. Das ist schon viel. Aber ein Blick auf die Verirrungen, auf die häufige Kritiklosigkeit dieser sittlichen Kritik läßt Manchem doch dies Viel wieder als Wenig erscheinen, diese ganze Kunst als Dilettantismus, diese Arbeit als unbefugtes Spiel. Und dieser Eindruck wird so lange andauern, bis man an den wirklich sittlichen Satiren hinter dem sittlichen Eifer auch die persönliche Kraft und den sittlichen Takt ihrer Verfasser erkannt hat. Erst diese Momente sind eine Bürgschaft für einen gewissen Erfolg der Satire, erst sie geben das Recht zu dieser Art von Kritik. Hat man sich hierfür erst den Blick öffnen lassen, so kann es nicht lange dauern, und man erkennt auch das neben der religiösen Unterweisung und der sittlichen Erziehung in Kirche, Schule und Haus existenzberechtigte Verfahren dieser Litteraturgattung in seiner eigenartigen Bedeutung für die Welt des Sittlichen an. Es gehört ein besondres Charisma dazu, um ohne die Autorität von Eltern, Lehrern, Predigern und Parteihäuptern noch erzieherisch wirken zu können. Während im allgemeinen heutzutage an Allem Kritik geübt wird, verlangt die öffentliche Meinung, vor deren Forum dies geschieht, doch immer noch eine Vollmacht, wenn die Kritik über das sittlich Indifferente hinausgeht und den Anspruch erhebt, in besondern sittlichen Fragen und über einzelne Personen ein allgemein giltiges Urteil zu fällen. In der Regel freilich verlangt die öffentliche Meinung dies, weil sie ohne diesen Anspruch schutzlos zu werden fürchtet; nur einige Wenige verlangen es aus dem sittlichen Bewußtsein heraus, daß eine sittliche Autorität niemals bloß äußerlich angemaßt, sondern innerlich begründet sein muß. Der Furcht vor der zerstörenden Macht sittlicher Kritik liegt teils ein starkes Bewußtsein von der eignen sittlichen Ohnmacht und von dem Recht der Kritik ihr gegenüber zu Grunde, teils aber auch das Bewußtsein, sowohl im Fall des eignen Rechts wie in dem des eignen Unrechts dem vernichtenden Urteil einer nicht immer scharf zwischen Schuld und Unschuld scheidenden Kritik preisgegeben zu sein. Für diesen Fall hat die Forderung des Schutzes gegen Kritik offenbar ihr gutes Recht; denn auch der bloßen Möglichkeit eines Uebergriffes gegenüber sind Schutzmaßregeln am Platze. Für den erstern Fall jedoch, wo man seine Schuld selbst erkennt und dennoch die von Andern daran geübte Kritik aus der Welt schaffen möchte, bedeutet der Angriff gegen die Kritik nichts Geringeres als einen Angriff auf das Sittengesetz, auf das eigne Gewissen und das öffentliche Gewissen; hätte er Erfolg, so würde das für diesen Bekämpfer der Kritik einen Zuwachs an Mut zum Sündigen und eine Abnahme des Mutes sittlicher Wahrheit (oder zum Sündenbekenntnis) bedeuten. Die zwei soeben behandelten Positionen gegenüber der sittlichen Kritik sind defensiv; offensiv ist die Forderung einiger Weniger, daß die Kritik selbst in sich das Recht oder die Vollmacht ihrer Wirksamkeit tragen müsse.

Nicht von der Kritik überhaupt ist hier die Rede, sondern von der sittlichen Kritik und von einer besondern Art derselben, der Satire. Nicht von jeder sittlichen Kritik, die irgend einmal geübt worden ist, sondern von dem Prinzip der sittlichen Kritik und dem der Satire rede ich. Welche Art Kritik, welche Art Satire ist die Bethätigung eines wirklichen Charismas? Und worin besteht ihre Gabe, Vollmacht und Wirkungskraft?

2

In dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ handelt Schiller auch von der satirischen Dichtung als einer Art der sentimentalischen. Die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung dem Inhalt nach wiederherzustellen. Demnach hat es die sentimentalische Dichtung mit zwei streitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung zugleich zu thun. Drei Verhältnisse zwischen dem wirklichen Zustand und dem idealen sind möglich: widerspricht die Wirklichkeit dem Ideal, so entsteht die Satire; stimmt sie mit ihm überein, so entsteht die Idylle; ist teils Widerspruch teils Uebereinstimmung zwischen Beiden, so entsteht die Elegie. Diese drei Verhältnisse macht der Dichter: er sieht die mangelhafte Wirklichkeit hinter dem Ideal zurückstehen, er sieht eine ideale Wirklichkeit, er sieht bald dies bald jenes.

Schiller hat es mit der Reflexion zu thun, die Stimmungen erzeugt; mit Stimmungen, die in ihrer poetischen Ausgestaltung eine verschiedne Stellungnahme des Dichters zu seinem Gegenstande bedeuten. Uns geht die ästhetische Seite der Frage nichts an; der Wert der Dichtung an sich ist uns hier gleichgiltig. Als ein Baustein zum Tempel Gottes in der Welt, als eine Hilfe zur Ausbreitung des Reiches der Wahrheit kommt uns die Satire in Betracht. Die satirische Stimmung erscheint hier als sittliche Macht im Leben; sie steht der wissenschaftlichen Kritik zur Seite, die gleichfalls eine solche Macht ist.

Es gilt heutzutage, alle Mächte zum sittlichen Kampf zusammenzufassen; gegenseitige Mißachtung oder auch nur Unbekanntschaft ist darum nicht am Platze. Ehe wir unsre ganz modernen Epigonen der klassischen Periode der Litteratur auf ihre sittliche Bedeutung hin ansehen, wollen wir doch den großartigen sittlichen Antrieb der Männer vom vorigen Fin de siècle auf uns wirken lassen. Tausend Bildungselemente sind von ihnen in die Seele unsers Volks übergegangen, und fast ist noch nichts gethan, um durch Verbindung dieser allgemeinen Grundlage mit dem religiös-sittlichen Stoff aus Predigt und Bibel die Möglichkeit eines einheitlichen geistigen Lebens zu schaffen. Die christliche und die humanistische Strömung gehen noch unver-

mittelt neben einander her; der Protestantismus hat hier seine Aufgabe noch nicht erfüllt.

Der Dichter Schiller z. B. gewann von ästhetischem Standpunkt aus feste moralische Positionen. Was haben wir da vom christlich-sittlichen Standpunkt aus für die Gebildeten unsrer Zeit zu thun, deren sittliche Anschauung sich so vielfach nicht mehr aus Gottes Wort bildet, sondern aus Roman und Bühnenstücken oder aus der Zeitung oder aus der Tagesphilosophie?

Unsre Pflicht ist es, die Grenzen der Fachwissenschaft zu verlassen und das Kleid der Wissenschaftlichkeit abzustreifen, dann aber mit dem ganzen Rüstzeug einer für die Aufgaben des heutigen Lebens interessirten Wissenschaft erstens die Offenbarung Gottes in Christo und zweitens die praktischen sittlich-religiösen Bedürfnisse der Menschen unsrer Tage kennen zu lernen und im Sinne jener auf diese einzuwirken. Dazu gehört einmal eine größere Beschränkung des theologischen Apparats und Zusammenfassung der einzelnen Disziplinen, sodann eine Ausdehnung der wissenschaftlichen Arbeit auf sittliche Lebensgebiete, die bisher nicht in den Rahmen der Theologie fielen, und eine Verbindung der von religiös-sittlichem Interesse ausgehenden Arbeit mit der von sittlich-ästhetischem, von sittlich-philosophischem, von sittlich-wirtschaftlichem Interesse ausgehenden Arbeit am Leben.

Versuchen wir eine solche Verbindung für die Satire.

Die Satire ist der Ausdruck einer Stimmung; die kritische Wissenschaft sonst will von Stimmungen frei sein. Doch ist der Glaube an Objektivität in neuerer Zeit in wissenschaftlichen Kreisen stark im Sinken; jedem Kritiker darf man eine Stimmung als subjektive Voraussetzung seiner Arbeit unterschieben; ohne eine solche und ohne ein Ziel wird ihm die kritische Arbeit nicht gelingen; allerdings muß man dem Stoff und der Macht des bei der Arbeit aufgewendeten Geistes andrerseits auch zutrauen, daß sie die Voraussetzung des Kritikers vielleicht umstoßen und sein Ziel verrücken. Wer bei der sittlichen Kritik nicht einen Fonds mitbringt, gerät durch die Erscheinungen in Verwirrung und Gefahr der Unsittlichkeit. Mag das Gewissen noch so sehr zusammengesetzter Natur sein, so repräsentirt doch jede der durch noch so unvollkommne sittliche Erfahrung oder Anregung erworbnen psychischen Dispositionen eine Macht sittlicher Unterscheidung und alle zusammen eine Großmacht. Ist also ein Gewissen durch andauernde Vergewaltigung auch noch so schwach geworden, hat es von seinem Bestande auch noch so viel verloren, so wird es dennoch vermöge des sittlichen Grundcharakters jedes seiner geringsten Bestandteile gegen eine irgendwie unsittliche Wirklichkeit reagiren; doch wird der Erfolg dieser Reaktion allerdings mehr oder weniger stark sein, je weniger oder mehr Stimmungen nichtsittlicher Art sich zugleich mit der sittlichen Stimmung „Gewissen" geltend machen. Die sittliche Stimmung ist das Gefühl für das, was sein soll; wobei zunächst ganz gleichgiltig bleibt, worin Ursprung und Recht dieses Gefühls ruhen; jedenfalls hat das Gewissen die Tendenz auf ausschließende Alleinherrschaft, zeigt sich doch die Nichtbefriedigung dieses Anspruchs in den Gewissensbissen. Die sittliche Kritik ist das Bestreben, diese Alleinherrschaft eines zunächst nicht näher zu bestimmenden Faktors auch außerhalb der eignen Persönlichkeit (des Kritikers) durchzusetzen. Dies Bestreben wird nur dann wirklichen Erfolg haben können, wenn erstens der Kritiker selbst ein Charakter ist, d. h. wenn das Gewissen (Sittengesetz, Ideal) in ihm bereits als eine wirkliche Macht erscheint, und zweitens die Methode der Kritik die rechte ist, d. h. wenn alles zur Ausbreitung jener sittlichen Macht Nötige gethan wird. Die sittliche Kritik kümmert sich zunächst nicht um den Erfolg, sondern stellt nur ganz theoretisch die Mängel und die Vorzüge des jetzigen Zustandes ausdrücklich fest; und aus der Art, wie sie das thut, geht hervor, was sie als idealen Zustand ansieht. Lediglich die Thatsache, daß eine solche Kritik gefällt wird, daß zwischen Mängeln und Vorzügen sittlicher Art überhaupt unterschieden wird, weist darauf hin, worauf es der sittlichen Kritik ankommt. Die Beurteilung von Etwas als sittlich oder unsittlich, die Aufstellung und Anlegung einer Norm an die Wirklichkeit hat den Zweck, diese Norm als alleingiltig durchzusetzen. Dieser durchaus positive, aufbauende Beruf der sittlichen Kritik wie jeder andern Kritik wird aber leider nur zu oft von denen verkannt, die in die kritische Arbeit mit eintreten, ohne ihren Zweck zu kennen. Alle Kritik ist verwerflich, die folgende zwei Bedingungen nicht erfüllt: ein Ideal muß im Geist des Kritikers Gestalt gewonnen haben; und ein Ideal muß er außer sich zu verwirklichen suchen. Die Kritik muß also Grundlage und Ziel haben; und darnach ändert sich auch ihre Methode.

Die Satire ist solch sittliche Kritik. Aber eine besondre Art. Sie hat nicht eine Wirklichkeit zum Gegenstand, in der sich noch zwischen Gut und Schlecht unterscheiden ließe, sondern eine radikal schlechte Wirklichkeit. Deswegen muß sie aber nicht etwa zur Täuschung greifen; sie verkehrt nicht etwa Licht in Finsternis. Vielmehr wählt sie einfach bloß das wirklich Schlechte zum Objekt ihrer Kritik; das Andre ist für sie nicht da. Und es ist gut, wenn es so ist. Denn wäre auch das Gute für sie da, so könnte es durch eine Satire nie anerkannt, noch weniger gefördert, sondern nur angetastet werden; wie das zuweilen natürlich geschehen ist. Die Kraft der Satire liegt eben im Gegensatz, und nicht — wie die der sittlichen Kritik — in der abwägenden und dann erst scharf scheidenden Thätigkeit. Man wird somit nicht fehlgehen, wenn man die Satire als die fertig gewordne sittliche Kritik oder als ein Ergebnis von ihr bezeichnet. Bei der sittlichen Kritik sieht man die Reflexion noch in Thätigkeit; bei der Satire aber ist ein fester Standpunkt durch Reflexion über das Verhältnis des Guten und Schlechten in der vorliegenden Wirklichkeit gewonnen, das Gute hat sich im kritisirenden Subjekt zum fertigen Ideal und Maßstab konzentrirt, und das Böse allein wird zum Objekt der Kritik. Das Urteil der sittlichen Kritik ist suchend, prüfend, trennend; das der Satire ist fertig, verurteilend, überlegen. Je fester und sicherer der sittliche Standpunkt des Satirikers ist, desto freier kann sich sein Urteil entfalten. Je „positiver" er zu dem Sittengesetz steht, desto „negativer" kann sein Urteil ausfallen; denn er stellt sich ja grundsätzlich nur in Gegensatz. Man übersehe nicht, daß nur die Form negativ ist; Grundlage aber und Ziel der echten Satire sind positiv. Es ist also irreführend, von dem hier eingenommnen Standpunkt aus noch die Bezeichnung negative und positive Satire wie für zwei verschiedne Arten derselben zu gebrauchen.

Wie verträgt sich denn aber die negative Methode des Satirikers mit seinem positiven Ideal?

Man verlegt sich wohl den Weg zum Verständnis des Wesens der Satire, wenn man sie in zwei Arten, die strafende zürnende und die spöttelnde lachende spalten will. Wo nur Zornesfunken sprühen, da ist der Satyr nicht. Bei jeder Art Satire ist Zorn und Humor; der aus Zorn und Humor gemischte Spott tritt nur bald direkt in feiner oder grober Weise vor — man sieht in diesem Falle, wenn auch verhüllt, das sittliche Urteil des Autors —, bald ist der ganze satirische Erguß ein so feines Gebilde der Ironie, daß die verkehrte Wirklichkeit sich ohne des Verfassers Hilfe selbst zu verspotten scheint. Die sittliche Beteiligung der Person des Satirikers ist nur scheinbar in jenem Fall eine stärkere als in diesem; denn diese persönliche Zurückhaltung ist erstens höhere Kunst und damit in diesem Gebiet auch größere sittliche Wirkung, zweitens hat sie den sittlichen Vorzug, daß weder eine ausschreitende Grobheit noch eine Fülle phantastisch-grotesker Wucherungen hier Platz greifen können. Je mehr also die sittliche Reflexion den Stoff, die verkehrte Wirklichkeit, humoristisch verarbeitet, je mehr sie hinter ihm verschwindet, desto mehr tritt die sittliche Verkehrtheit des Wirklichen und die Wahrheit des sittlichen Ideals hervor.

Schiller unterscheidet zwischen strafender oder pathetischer und scherzhafter oder spottender Satire und behauptet, diese dürfe nur einen moralisch gleichgiltigen Stoff behandeln. Das entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen; und gegenüber der gebräuchlichen Unterscheidung einer strafenden scharfen und einer lachenden harmlosen Satire macht Vischers Aesthetik geltend, daß beide oft in einander übergehen, und daß die direkte oft milde predige, die indirekte stets gewaltsamer sei, als sie scheine. Die moralisch gleichgiltigen Satiren kommen für uns nicht in Betracht; indessen muß man bei ihrer Ausscheidung Vorsicht beobachten,

da Wahrheit und Wirklichkeit in jedem Sinne etwas Sittliches bedeuten können, und da das Verkehrte schlechtweg und das Unlogische dem Unsittlichen oft verwandt und mit ihm irgendwie verstrickt ist. Darauf kommt aber weniger an als auf die Frage, weshalb man einerseits zwischen Satiren mit moralischem Stoff und solchen mit moralisch indifferentem Stoff, andrerseits zwischen strafenden und scherzenden unterscheidet. Beide Unterscheidungen hängen mit einander zusammen. Man scheidet zwischen strafender und lachender Satire, weil man das Lachen für unvereinbar mit dem sittlichen Ernst hält. Und doch widerspricht diese Trennung dem Wesen der historisch überlieferten Werke satirischer Art, wenn auch bald mehr das eine, bald mehr das andre Moment hervortritt. Das kommt daher, weil die Mischung von Zorn und Humor zum Wesen der Satire prinzipiell gehört.

3

Somit spitzt sich die Frage nach Charisma, Vollmacht und Recht der Satire und die andre Frage, wie sich die negative Methode der Satire mit dem ihr zu Grunde liegenden und von ihr erstrebten positiven Ideal vereinigen läßt, auf die dritte Frage zu:

Inwiefern verträgt sich sittlicher Ernst, ja Zorn über Sünde mit Humor?

Verträgt sich Beides miteinander, so ist das Recht der Satire gesichert und der Weg zur Erkenntnis ihres besondern Charisma geebnet; allerdings werden bei dieser Untersuchung auch die Grenzen dieser Art sittlicher Wirksamkeit und die mit ihr verbundnen heiligen Pflichten deutlich werden.

Dem Humor an sich wird Niemand neben dem Ernst des Lebens sein Recht bestreiten. Wenn man ihn bei sittlich ernst gerichteten Personen findet, so wird dies nur als ein Zeichen großer sittlicher Gesundheit gelten können. Er ist die spielende Entfaltung des Geistes, der freudig erregt ist; und Fröhlichkeit ist ja dem ernsten Christen eigentümlich. Doch wird man sie nicht von Jedem fordern, denn man kennt nicht die physischen und psychischen Vorgänge, die ihm sein Leben vielleicht zur Qual und eine freudig freie Entfaltung seines Geistes unmöglich machen. Noch unnatürlicher wäre die Forderung, daß ein innerlich friedvoller Mensch jederzeit zugleich ernst und fröhlich und auch in Momenten sittlicher Erregung nicht ohne Humor sein solle. Zwar ist ein ernstes Leben mit seinen tausend Plagen nur von einem Herzen zu ertragen und zu verarbeiten, das die Ewigkeitsfreude in sich trägt. Aber der Glanz dieser Freude dringt nur bei wenig Christen siegreich durch, wenn sie die Misere des alltäglichsten Lebens zu überwinden haben; die Kraft dazu ist da, ihr Schein aber wird aufgebraucht; freilich nicht bei Allen und nicht immer. Man würde ein Idealist der falschen Art sein, wenn man die neue Natur des Christen so hoch ansetzte. Kommt nun erst der unvermeidliche Kampf mit dem Rest eigner Sünde und der fortwährende Anblick der Einen umgebenden Sünde und ihrer Folgen hinzu, so versinkt wohl der letzte Funken der Freude an Gottes Gnade für kurze oder lange Zeiten ganz in Asche. Wie soll die Seele sich beflügelt zu Aetherhöhen heben, wenn sie vor drückender Luft nicht atmen kann? Wie soll Humor aufkommen, wenn die Last der eignen Schuld die Seele niederdrückt oder das Grauen vor fremder Schuld sie ängstet? Diese Art sittlicher Erregung verträgt keinen Humor; Spott würde die Reue zerstören; Selbstpersiflage ist eine Art Galgenhumor, sie ist ein furchtbar oberflächlicher Ersatz für die Reue. Und auch fremde Sünde, sobald sie als Schuld erscheint, vertreibt bei einem sittlich ernsten Menschen zunächst jeden Humor und treibt ihn nur entweder zu elegischer Trauer oder zu heißem Kampf gegen die Sünde.

Somit reicht die aus sittlichem Zorn und Humor gemischte Satire nicht an jene Betrachtungsweise heran, der die Sünde Schuld ist. Die Satire kann also auch kein Verständnis für Vergebbarkeit der Sünde haben. Dies ist für ihre Verwendung in der Predigt und bei der direkten Erziehung entscheidend.

Aber die Auffassung der Sünde als Schuld ist nicht die einzig mögliche. Es ist nur die höchste erste naive Auffassung. Sobald Reflexion über die Sünde eingetreten ist — und das ist ja für die Satire charakteristisch —, machen sich statt der

religiösen Auffassung der Sünde andre Auffassungen geltend. Diese wollen das Wesen der Sünde erklären, sind also bewußt oder unbewußt philosophisch; die Auffassung der Sünde als Schuld hingegen will absolut nichts erklären, appellirt nicht an den Verstand, sondern an Herz und Gewissen: vom Gewissen eingegeben stellt sie den unheiligen Menschen der majestätischen Gewalt des heiligen Gottes gegenüber.

Als Schuld erscheint Sünde dem naiven, noch nicht zur Reflexion gekommnen religiösen Gefühl; der aus dem Verstande geborne Gedanke dagegen kann verklagen oder entschuldigen. So gilt es denn, wenn die berechtigten Herrschaftsansprüche des Gewissens und religiösen Gefühls nicht verletzt werden sollen, das Element in unsrer Seele, das uns als Zergliederung und Neuordnung der Welt erscheint und somit die Erklärung des Makro- und Mikrokosmos besorgt, für sittliche Zwecke zu erziehen. Weit entfernt also, die Reflexion über das Wesen der Sünde für zwecklos und schädlich zu erklären, müssen wir ihr eine hohe Aufgabe und Bedeutung zuerkennen. Die große Bedeutung und der hohe sittliche Wert einer psychologischen Erklärung der Sünde liegt in Folgendem. Unserm durchaus kritisch gerichteten Geschlecht, das für naive Erkenntnis der eignen Schuld nicht mehr zu haben ist, geht durch die reflexionsmäßig gewonnene Anschauung des Wesens der Sünde deren Schuld indirekt auf.

Die Satire faßt die Sünde als Thorheit auf; das ist eine durch Reflexion gewonnene Auffassung, die das Wesen der Sünde als Selbsttäuschung erklärt und sie darnach als Sinnlosigkeit verurteilt. Jener Selbstbetrug hat etwas ungemein Lächerliches; das fortwährende Anstürmen gegen den von religiös sittlichem Standpunkt aus gesündesten Menschenverstand „wäre höchst humoristisch, wenn es nicht so furchtbar ernst wäre." Man gewinnt diesen Eindruck von den verschiednen Arten der Sünde, wenn Einem die Harmonie in dem sittlichen Wesen Gottes aufgegangen ist, oder wenn Einem die Größe und der Reichtum der Gotteswelt und des darin enthaltnen ewigen Glückes anschaulich geworden sind; wenn man sämtliche Faktoren des Reiches der Wahrheit als sittlich bestimmt kennen lernt, wenn man das Laster als Mittel zum Glück in seiner schließlichen Erfolglosigkeit ertappt oder einen Blick für die wunderbar feine Anpassungsfähigkeit der verschiednen Tugenden unter sich und für ihre wechselseitige Hilfsarbeit gewonnen hat. Die tiefste Erkenntnis der Sünde als Thorheit gewinnt man aber erst an der Person des Heilandes, an dem Kampf seiner Feinde gegen ihn (vgl. besonders die Reden Jesu im Johannisevangelium) und unter Christi Kreuz.

Der Satire ist die Sünde das das Ich und die Welt verkehrende Element. Und das ist sie in der That. Somit hat die Satire ein gegründetes Recht zum Spott. Die Sünde macht die Menschen zu Tollhäuslern; sie ist ein Hohn auf alles, was Gott mit uns vor hat. Sie ist das Lächerlichste, was es giebt. Und zugleich das Allerernsteste. Darum wirkt die Satire durch ihre ernsthafte Darstellung der verkehrten Welt indirekt auch notwendig Erkenntnis der Schuld. Es ist der Wahrheitssinn, der sich hier gegen die Sünde als die große Unwahrheit des Lebens empört und sie bußfertig als Unwahrheit gegen Gott empfindet. Erreicht die Satire diese Wirkung, so ist das subjektive Ideal des Autors nach seiner Absicht in der Seele des Lesers objektive Wirklichkeit geworden. Nicht immer ist die Wirkung eine solche, nicht immer ist das Ideal so groß; denn nicht immer sind es tiefe Erfahrungen, die das Wesen der Sünde als Thorheit erkennen ließen. Oft ist der Spott nur schlechte Laune, die der Nichtbefriedigung eigner Neigungen entsprang; oft ist er bloße Nachahmung der kritischen Mode. Er kann sogar zur grausen Lust an der Zerstörung werden, und in seiner niedrigsten Gestalt ist er die Lästerung des Heiligen und der bewußte Kampf gegen das Gute. Hier wird der Zorn zur Heuchelei und der Scherz zum Lächeln des Auguren oder zur Schadenfreude dessen, der stets das Böse will und stets verneint. Thersites im Homer und Pietro Aretino zur Zeit der italienischen Renaissance sind hierfür lebendige Warnungstafeln. Als Beispiele aber einer höchsten Wirkungskraft der Satire für sittliche und religiöse Zwecke seien folgende

Bibelstellen angeführt: Richter 9, 8—15; Jesaja 1, 10. 13; 44, 12—17; Weisheit Sal. 13, 10—19; 14, 22. 23; Hiob 12, 2; 37, 17 f.; 38 f.; Matth. 23. Joh. 10, 32.

Ueber das sittlich begründete Recht der Karikatur in der Satire; über die notwendige Ausscheidung gewisser Objekte aus dem Bereich der Satire; über die recht verschiednen Arten, die Sünde als Thorheit darzustellen; über Beruf dieser und jener Satiriker zu ihrer Arbeit; über Verwandtschaft dieser Art sittlichen Wirkens mit der der Tragödie und andrer Gattungen; über die sittliche Bedeutung der historisch gegebnen Satiren für die Entwicklung des Charakters und ähnliche Fragen zu diskutiren, ist erst dann möglich und wertvoll, wenn eine Geschichte der Satire die Unterlagen dazu bieten wird. Rocha

---

Die Memoiren der Johanne Terrasson

2. Im Versteck

Ich habe im Versteck vom Monat September 1685 bis September 1686 gelebt, bei meinen Freunden oder anderswo. Oft sah ich mich genötigt, des Nachts mitten im Winter auszugehen, um meinen Aufenthalt zu wechseln. Eines Nachts mußte ich bei fürchterlichem Schneefall eine Meile Wegs machen, sodaß ich oft nicht wußte, wo ich mich befand; aber ich fürchtete mehr die Menschen, die mir auf dem Wege begegnen könnten, als die wilden Tiere, die ja nur meinen Leib hätten verschlingen können; denn wäre ich von den Menschen erkannt worden, so würden sie nicht unterlassen haben, mich in die Schlingen unsrer Feinde zu führen, die meine Seele zu verschlingen suchten. Ein königlicher Befehl bedrohte es mit schweren Strafen, wenn Jemand eine Person aus der Zahl derer, die ihre Religion nicht gewechselt hätten, verbergen würde. Gar manche ergaben sich deshalb, um ihren Freunden böse Händel zu ersparen. Dies verursachte mir Furcht und große Bestürzung.

In so trauriger Lage kam mir der Gedanke, in ein kleines Haus auf dem Landgute meines verstorbnen Bruders zu gehen, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag und mein Mann damals besaß. Ich teilte ihm mein Vorhaben mit; er stimmte mir bei und fand einen Ausweg; er verbreitete nämlich das Gerücht, daß ich das Königreich verlassen hätte und in Genf bestimmt gesehen worden sei; und man glaubte, daß es sich in Wahrheit so verhalte. Ich lebte inzwischen an jenem Orte als Mann verkleidet, sodaß Niemand, der mir hätte schaden können, mich erkannte; doch ging ich bisweilen draußen umher, aus Furcht, drinnen von den Spionen der Papisten überrascht zu werden. So geschah es eines Morgens, daß ich auf meinem Wege draußen fünf Männer kommen sah, deren drei von Geburt Papisten waren, während der eine von den übrigen beiden nur Papist aus Zwang war, der andre aber ein Apostat, der seinen Glauben für Geld gewechselt hatte. Es gab keinen schlimmern Feind der armen Gläubigen als diesen. Die vier waren von den Geistlichen als Spione gedungen; sie sollten alle, die sie fänden, ergreifen, wenn sie ihre Religion nicht gewechselt hätten. Sie näherten sich mir und fragten, ob ich mich schon lange hier aufhielte; ob ich nicht zufällig in dieser Gegend Hasen hätte aufspringen sehen, sie seien schon seit frühem Morgen auf der Jagd und wären nicht einem begegnet. Ich verneinte es, da ich eben erst gekommen sei. Sie waren auf der Jagd nach Wild, und ich erkannte, daß sie für den Herrn Gouverneur der Stadt jagten; denn jener, von dem ich erzählte, daß er nur aus Zwang Papist sei, war sein Kammerdiener. Hätten sie mich aber erkannt — diese vier Satelliten wären vortreffliche Jäger des Antichristen gewesen; denn sie würden alles aufgeboten haben, mich den Händen ihrer Anhänger zu überliefern. Nach diesem gefährlichen Zwiegespräch begab ich mich, sobald ich sie aus den Augen verloren hatte, in mein kleines Versteck, erhob mein Herz zu Gott und sagte ihm Dank für die wunderbare Rettung, die er mir hatte zu teil werden lassen.

In den sieben Monaten, die ich hier zubrachte, begegneten mir noch mehrere Dinge von dieser Art, die jedoch, wenn ich sie des weitern erzählen wollte, die Leser langweilen würden. Niemand wußte, wo ich war, ausgenommen drei unsrer nächsten Verwandten, die selbst nur sehr selten mich zu besuchen wagten, um es nicht bekannt werden zu lassen, wo ich mich aufhielte. Nur für meinen Mann war es weniger gefährlich, zu kommen, weil er hierher kam als auf sein Landgut, das man bewirtschaftet, ohne daß es Verdacht erweckt hätte. Er kam so oft es ihm möglich war, um im Gebete zu Gott Trost zu finden, in aller Ruhe, die so vielen Andern fehlte, um so mehr als unsre Feinde unsern Glaubensgenossen die Andachtsbücher genommen und verbrannt hatten; das hatten sie, Gott sei Dank, mit den unsrigen nicht thun können, da wir sie bei der Ankunft der Soldaten sorgsam versteckten.*) Wir benutzten diese Bücher, obgleich wir immer wieder genötigt waren, sie gleichsam zu begraben, in der Erde oder anderswo.

Da man glaubte, ich sei in Genf, war ich in ziemlicher Sicherheit. Aber wenn ich doch entdeckt worden wäre, so würde es für meinen Mann noch gefährlicher geworden sein als für mich. Man verurteilte in solchen Fällen die Männer zu den Galeeren oder henkte sie, während man die Frauen lebenslänglich in ein Gefängnis steckte oder in ein Kloster.

3. In den Gefängnissen von Grenoble

Darauf bezeugte mir Gott seine Liebe dadurch, daß er mich einen Führer finden ließ, der mich mit fünf oder sechs Personen über die Grenze bringen wollte.

Wir reisten an einem Sonnabend Abend ab, Ende September 1686. Wir hatten eine Meile Weges zurückgelegt, als zwei junge Mädchen aus unsrer Gesellschaft den Mut verloren und in die Stadt zurückkehrten; unsre Feinde erhielten Nachricht davon und steckten sie sogleich in ein Kloster, wie ich später erfahren habe. Wir setzten dessenungeachtet unsern Weg ohne Unterbrechung fort, aber nicht ohne Hindernisse; denn als wir am nächsten Montag Abend drei Wegstunden oberhalb Grenobles angekommen waren, wurden wir von vier oder fünf Männern festgenommen, die den Weg bewachten und auf Flüchtlinge lauerten. Sie umzingelten uns mit den Worten: „Sie glauben uns entschlüpfen zu können? Sie werden in das Gefängnis wandern." Sie führten uns zu einem Kastellan, der ließ uns durchsuchen, einen nach dem andern, und schrieb alles, was wir bei uns hatten, auf. Ich besaß ein Kleid und etwas Wäsche, um wechseln zu können, wenn Gott mein Vorhaben hätte gelingen lassen, und ich in Genf angekommen wäre. Ich bat den Kastellan sehr, mir die Kleidungsstücke gütigst zurückzugeben; denn ich hatte noch Manneskleider an, weil damals die meisten Führer es nicht auf sich nehmen wollten, Frauen zu führen, da diese, wie sie sagten, sie leichter in Verdacht brächten. Sie hatten sehr nötig, auf ihrer Hut zu sein; denn so viele man von diesen Führern zu entdecken vermochte, die henkte man auch oder verurteilte sie zu den Galeeren.**) Der Kastellan versprach mir, wenn es in seiner Macht stünde, mir meine Kleider zurückzugeben, jedoch müßten die Herren vom Gerichtshofe es erst genehmigen. Aber wir bekamen nichts zurück. Auch dreizehn goldne Ringe, die ich an zwei oder drei verschiednen Orten bei mir trug, hatte ich vergeblich versteckt, man fand sie sogleich und legte fünf davon auf der Kanzlei nieder.

Sobald wir in Grenoble angekommen waren, stellte man uns vor den ersten Herrn Präsidenten. Nachdem er uns gefragt hatte, wohin wir hätten gehen wollen, und was wir thun wollten, wenn wir uns nicht bekehrten zu seiner Religion, die, nach seiner

---

*) Ein Edikt des Königs vom August 1685 befahl die Unterdrückung „aller Bücher, die bis zur Stunde gegen die katholische Religion gedruckt seien." Unter diesem Vorwande bemächtigte man sich der Bibliotheken vieler reformirten Kirchen. In den Wohnungen wurden durch Haussuchungen die Protestanten all ihrer Bücher und insbesondre ihrer Bibeln beraubt. Es gab Pastoren, denen man, um mit dem Geschichtschreiber Benoist zu reden, „selbst ihre Manuskripte und Predigten" entriß.

**) Man wütete gegen die Führer mit einer zunehmenden Strenge, die zeigt, bis zu welchem Grade die Flucht der Reformirten die Regierung Ludwigs XIV. erbitterte. Die Führer der Emigranten wurden zuerst einfach zum Staupbesen verurteilt; dann bestimmte der Erlaß vom 7. Mai 1686, daß sie auf die Galeeren geschickt würden, bald aber wurde selbst diese furchtbare Strafe als unzureichend erachtet und an ihre Stelle am 12. Oktober 1687 die Todesstrafe gesetzt.

Aussage, die rechte sei. Nachdem wir geantwortet hatten, daß wir weit entfernt seien, uns zu bekehren, vielmehr auf jede Weise seiner Religion zu entgehen suchten, weil wir in ihr nicht glaubten unser Heil finden zu können, ließ er uns in das Gefängnis führen. Ich wurde an einen sehr häßlichen Ort gebracht, an dem sich neunzehn Frauen oder Mädchen aus dem Thale von Pragella*) befanden, mit zwei oder drei Fräulein aus Quint**) in der Dauphiné, die alle nichts hatten, worauf sie sich niederlegen konnten, es sei denn ein wenig Stroh und zum Pfühl einen halben Fuß Mauer. In einer Ecke befand sich ein Haufen verfaultes Stroh, den man seit langer Zeit angesammelt hatte, und der einen argen Gestank verursachte; überall konnte man auch das Ungeziefer laufen sehen. Ich war vom Wege außerordentlich ermüdet, denn vom Sonnabend bis Dienstag, wo man uns nach Grenoble führte, waren wir Tag und Nacht marschirt, hatten eines der beschwerlichsten Gebirge in unsrer Gegend überschritten und waren auch durch Wälder und entsetzliche Ortschaften gekommen, sodaß ich fast vor Müdigkeit zusammensank. Aber ach! all die Ruhe, die ich an diesem Aufenthalt beanspruchen konnte, bestand darin, daß ich teilnahm an dem Elend, das diese armen von den Flöhen gepeinigten Leute schon länger tragen mußten. Zwei oder drei Tage nach meinem Eintritt in das Gefängnis, kamen zwei Mönche, um uns zu überreden. Ich weiß nicht, welchem Orden sie angehörten; das weiß ich aber noch sehr wohl, daß sie große Anstrengungen machten, durch Versprechungen und durch Drohungen. Sie erreichten an jenem Tage bei Keiner von unsrer Gesellschaft etwas; aber ich bemerkte, daß Etliche schwankend waren. Als jene Engel der Finsternis uns verlassen hatten, nahm ich deshalb die Gelegenheit wahr, sie zur Ausdauer im Bekenntnis der Wahrheit zu ermahnen: denken möchten sie an Judas, als er den Bissen genommen hatte und Satan von ihm Besitz nahm. Ich stellte ihnen das Paradies und die Hölle vor, und daß wir in allen Dingen unser ganzes Vertrauen auf die Güte und Allmacht Gottes setzen dürften, der nicht unterlassen werde uns zu befreien, sobald seine Ehre und unser Heil es forderten. Aber obwohl ich ihnen das Wort Gottes hatte sagen können, nützte es ihnen nichts, denn es fehlte ihnen der Glaube.

Unterdessen versäumte Satan, der unermüdet ist bei der Ausführung seines Werkes, es nicht, seine Helfershelfer zu begeistern. Sie kamen den andern Tag wieder, und indem sie diese Personen von Elend überhäuft sahen, nutzten sie die Schwachheit ihres Fleisches aus. Alle, die mit mir waren, gaben das Versprechen, ihre Religion zu wechseln. Sofort führte man sie in die Kirche, um sie ihre Abschwörung unterzeichnen zu lassen. Mich bedrohten die Teufelsdiener heftig und erklärten, daß ich nie wieder frei kommen und die Läuse mich hier auffressen würden. Ich antwortete: Der Mensch denkt, aber Gott lenkt, und daß die Würmer meinen Leib fressen möchten, soviel sie wollten, wenn nur Gott meine Seele bewahre vor dem Wurm der Hölle, der nie stirbt; ich schätzte mich sehr glücklich in der Lage, in der sie mich sähen.

P Hille

Verschiedenes

Johannes der Täufer von Otto Servatus. Leipzig, Fr. Richter, 1893.

Ein anspruchsloses kleines Buch, das in drei „Bildern" die Geschichte des Täufers nach den Evangelien und Josephus dramatisirt.

Wer an der an Verzerrung streifenden Verflachung des Sudermannschen Johannes Aergernis genommen hat, wird sich an dieser reinen Vergegenwärtigung des biblischen Täufers erlaben. Hier steht er wirklich im Mittelpunkt der Handlung, und der Haß des Herodes, der ihn seinen politischen Plänen dienstbar machen will, und die Rache der Herodias, deren Entfernung er fordert, sind historisch wie psychologisch viel tiefer erfaßt als bei Sudermann, der uns die Motivirung der Rache der Herodias schuldig bleibt. Die Szenen und Unterredungen bei der Taufe des zu Johannes hinausströmenden Volkes, die Gespräche mit seinen Jüngern, seine Aufnahme von Jesu Botschaft an ihn sind von verinnerlichtster Frömmigkeit getragen und in feiner Weise veranschaulicht.

*) Das waadtländische Thal von Pragella, dessen Kirche im Jahre 1685 zerstört wurde, gehörte damals zu Frankreich. Es wurde an Piemont durch den Vertrag von Utrecht im Jahre 1713 abgetreten.

**) Quint, Thal im Nordwesten von Die, dessen Einwohner sich zum reformirten Glauben bekannten. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besaßen sie vier Kirchen, die geschlossen und niedergerissen wurden vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes.

Aber die Dichtung beruht so unumstößlich auf der traditionellen Vorstellung vom Täufer und vom Messias, daß Johannes' Persönlichkeit keine unmittelbar packende Wirkung gewinnt. Die Auffassung der Dichtung würde sich etwa mit den klassizistischen biblischen Gestalten Thorwaldsens decken. Z. B. wird dem Johannes zur Lösung seiner Zweifel die viel spätere Annahme der Paulinischen Versöhnungslehre untergelegt.

Unser heutiges Empfinden, auch unser religiöses, ist aber durch den Realismus gesichtet. Wir vertragen bei der poetischen Gestaltung großer historischer Persönlichkeiten nicht mehr die Voraussetzung traditioneller Vorstellungen, die die Kritik aufgelöst hat. Wir wollen Wirklichkeit auch auf dem Gebiet ideeller Wahrheit. In der Kunst „hilft es überall nichts, von dem Göttlichen und Höchsten zu sprechen, wenn dies auch mit Engelzungen geschieht. Es soll leben." Ein Prophet wie der Täufer muß uns unmittelbar zu sich zwingen. Wir wollen etwas spüren von der dämonischen Gewalt, die ihn erfüllte und das ganze Volk zu ihm trieb; von dem richtenden Gott, der ihn wie der Sturmwind durchtobte. Bei einer wirklich künstlerischen Konzeption des Täufers müssen uns die Bibelworte in den Sinn kommen, aber der Dichter darf sie ihm nicht in den Mund legen. Er muß die Gestalt aus den Tiefen des eignen künstlerischen Bewußtseins neu erschaffen. Johannes muß untergehen an seiner Unfähigkeit, das Göttliche im tiefsten heiligsten Erbarmen zu schauen, wie es in Jesu Leben in Wirklichkeit ist.

Wir warten auf den Dichter, der uns den mythischen Jesus der Wissenschaft und den begrifflichen der modernen Theologie in einen historisch-psychologischen der Dichtung verwandelt und veranschaulicht. Wie der Heliand des neunten Jahrhunderts in der höchsten Glorie, die der Deutsche damals kannte, erscheint, als gewaltiger Völkerfürst und Heerführer, so müßte der Heiland des zwanzigsten Jahrhunderts die Kämpfe und werdenden Ideale unsrer Zeit in sich verwirklichen und durch die Tiefen des modernen Pessimismus uns auf die Gipfel einer heiligen und freudigen Weltbejahung und Naturerlösung führen. Von diesem Hintergrunde aus würde dann auch die Gestalt des Täufers neues individuelles Leben gewinnen.

Charlotte Broicher

Aegyptische Funde. „Die Paulusakten," eine wiedergefundne altchristliche Schrift des zweiten Jahrhunderts in koptischer Sprache. Von Karl Schmidt. Neue Heidelberger Jahrbücher, Jahrgang 7, S. 217 ff.

Der Boden Aegyptens bringt immer neue Funde, die für die vollere Kenntnis der altchristlichen Litteratur wichtig sind. Kürzlich hat Lic. Dr. Karl Schmidt, der, ein guter Kenner des Koptischen, längere Zeit in Aegypten selbst der Entdeckung altchristlicher Spuren in koptischen Handschriften nachgegangen ist, wieder ein wertvolles Stück aus dem zweiten Jahrhundert ans Licht befördert: „Die Paulusakten." Zwar sind die Untersuchungen über den Papyrus, den Dr. Reinhardt, Dragoman am deutschen Generalkonsulat in Kairo, angekauft hat, und der nun der Heidelberger Bibliothek gehört, noch nicht abgeschlossen. Aber Folgendes darf nach den bisherigen Veröffentlichungen Schmidts als gesichert gelten:

Die Acta Pauli, bisher die einzige Schrift, die aus der Zahl der neutestamentlichen Antilegomena*) noch völlig dunkel war, sind von einem kleinasiatischen Presbyter aus Liebe zum Apostel Paulus unter dem Namen des Letztern gegen Ende des zweiten Jahrhunderts verfaßt. Er wurde, wie Tertullian berichtet, wegen dieser Fälschung seines Amtes entsetzt, doch ist das jedenfalls nicht allgemein bekannt geworden, und die Schrift verschiedentlich zum Neuen Testament gerechnet. Sie enthält außer anderen Stücken die Geschichte des Paulus und der Thekla, sowie einen apokryphen Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern, und das Martyrium des Paulus. Aus der griechischen Sprache ist sie später ins Koptische übersetzt worden. Die vorliegende Handschrift stammt wahrscheinlich aus dem siebenten Jahrhundert. Wir dürfen gespannt sein auf die in Aussicht genommene größere Publikation des Verfassers über den Fund.

E Schr

Ferienkurse in Jena vom 3. bis 23. August 1898. Wir werden gebeten, unsern Lesern mitzuteilen, daß im August in Jena folgende Ferienkurse abgehalten werden sollen: A. Allgemeine Fortbildungskurse für Damen und Herren. 1. Allgemeine Physiologie, exakte Naturlehre, Geologie, Physiologische Psychologie, Philosophie, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte. 2. Pädagogik: Schulhygiene, Allgemeine Didaktik, Spezielle Didaktik, Theorie des Arbeitsunterrichts, Methodik des geographischen Unterrichts, Pädagogische Pathologie. 3. Sprachkurse und Litteraturgeschichte für Ausländer. B. Besondre Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften an höhern Lehranstalten: Astronomie, Botanik, Mineralogie, Physiologie, Physik, Zoologie. Anmeldungen nimmt entgegen und nähere Auskunft erteilt das Sekretariat Hugo Weinmann (Jena, Spitzweidenweg 4).

*) So heißen Bücher, die von Einigen als echte Bestandteile des Neuen Testaments angesehen, von Andern bestritten wurden.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein treues Mitglied meiner Gemeinde, körperlich gebrechlich, nahezu 70 Jahre alt, ist durch den Tod seines Sohnes, der vor mehreren Jahren in einem Steinbruch verschüttet wurde, seiner Stütze beraubt und muß sich seitdem mit Schwiegertochter und fünf kleinen Enkelkindern bei schwerer Landarbeit kümmerlich durchschlagen. Augenblicklich fehlt es ihm am Nötigsten. Hilfe von hier ist jetzt nicht zu erhoffen. Darum werden Gaben erbeten von

Pastor Schrecker in Liebenrode bei Walkenried am Harz.

Gottes Güte bescherte uns heute ein gesundes Töchterchen.

Dessau, 28. März 1898.

Diakonus **Stier** u. **Frau Else** geb. **Vogt.**

Gesucht wird ein **Hauslehrer** für das Eisenwerk Kallich i. B. Ganz freie Station, 600 M. Gehalt, 3 Kinder zu unterrichten. Antritt 18. April. Näheres durch Kand. **Weißbach,** Olbernhau.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg.
München (Wilhelmstr. 9).

Soeben erschien:

Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi

von

Dr. Gustav Zart.

95 S. In Goldschnitt kart. 1 M 20 ₰.

Ungemein anziehende, fein ausgestattete Neuigkeit, sinnige Konfirmations- und Ostergabe.

[Gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken franko.]

Bad Nauheim

Villa Ernst Ludwig

Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.

Empfohlen durch
Herrn Pfarrer **Rade**-Frankfurt.

Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Bitte zu bestellen unter Garantie frischer u. guter Ankunft franko 9 Pfd. hochprima Süßrahmbutter I, Mk. 6,50, 9 Pfd. feinsten Blumenhonig, edelste Tafelsorte, Mk. 4,50, $4^1/_2$ Pfd. Butter, $4^1/_2$ Pfd. Honig, beide für nur Mk. 5,50. — **Gänsefedern,** stiel- u. staubfreie, schneeweiße, daunenreiche, pr. 1 Pfd. Mk. 1,10, Halbdaunen Mk. 1,40; geschlissene weiße, pr. Pfd. Mk. 2,10; Halbdaunen, blendend weiß, Mk. 2,40. Musterfedern gratis u. franko. — Pünktliche u. reelle Bedienung garantirt. **Salom. Andermann, Buczacz 33,** via Breslau.

Pianinos, Harmoniums,

von M 400.— an. von M 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Zu verkaufen
zu d. beigesetzten mäßig. Preisen:

Baumeister, Denkmäler d. klass. Altertums. 3 Bde. Eleg. Origfrz. Wie neu. (Ladenpr. M. 84.—) **für M. 60.—**

Forcellini, Totius latinitatis lexicon novo ordine digestum, auct. et emend. a. V. de Vit. 6 voll. Gr. 4°. 1858—79. Br. (200.— Frs.) **für M. 80.—**

— Totius latinitatis onomasticum. Ed. V. d. Vit. Fasc. 1—41. (Alles erschien.) Gr. 4°. 1859—92. Br. (123.— Frs.) **für M. 70.—**

Funcke, Ges. Schriften. 20 Bde. i. 11 geb. Volks-Ausg. Eleg. Lwd. (Ldpr. M. 48.50.) Wie neu **für M. 20.—**

Herzog, Realencyclopädie der protestant. Theolog. 1. Aufl. 22 Bde. Geb. Teilw. etwas wasserfleck. (Ldpr. M. 204.40) **für M. 30.—**

—. 2. Aufl. (letzte vollständige) Hfrz. geb. (Ldpr. M. 216.—) **für M. 90.—**

Hiller, Apostelgesch. i. Predigten. 1897. Lwd. Wie neu. (Ldpr. M. 9.50.) **für M. 6.75**

Luthers sämtl. Werke v. Walch. 24 Bde. Gut geb. **f. M. 125.—**

Luthers Werke. Weimar. Ausg. Bd. 1—6. 8. 9. 12—14. Lex. 8°. (1883—95.) Eleg. Orighfrz. (Ldpr. M. 256.10.) Sehr schön. Exempl. **für M. 150.—**

Nippold, Neueste Kirchengesch. 4 Bde. Neueste Aufl. (1886 bis 96.) Hlwd. m. T. (Ldpr. M. 54.40) **für M. 36.—**

Reuß, D. A. Testam. übs. 7 Bde. in 4 eleg. Hlwdbdn. m. T. (Ldpr. M. 60.—) **f. M. 40.—**

Riehm, Handwbch. d. bibl. Altertums. 2 Bde. 1884. Geb. (Ldpr. M. 33.—) **f. M. 15.—**

Dächsel, Bibelwerk. 7 Bde. Hfz. (Ldpr. M. 82.—) **f. M. 55.—**

☛ Reiches Lager von hervorragenden Werken aus dem Gebiete der Theologie und verwandten Wissenschaften.

Kataloge gratis.

Alfred Lorentz,
Specialgeschäft für Theologie,
Kurprinzstr. 10, **Leipzig.**

Westdeutsche Zeitung
National. Monarchisch. Protestantisch.
Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher. Prompte Bedienung. Katal. gratis.

Evangelisches Pädagogium
Godesberg a. Rh.

Realschule und Progymnasium (mit Berechtigung) von VI bis IIa inkl. (kleine Klassen).

Individuelle Familienerziehung. Die Zöglinge sind auf 15 Anstaltshäuser verteilt.

O. Kühne, Rektor. Prof. Dr. **H. Kühne.**

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat 1. Petri 4, 10.

Zweiter Jahrgang.

Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit 2. Cor. 13, 8.

Erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungsliste II. Nachtrag 5896 a. — Preis: Vierteljährlich 2 Mark.

Der „Protestant" hat die Aufgabe, die Ideen und Interessen des gesamten freigerichteten Protestantismus in Kirche und Schule mit Offenheit zur Geltung zu bringen. Er wendet sich in gemeinverständlich geschriebenen Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens und in edlen Unterhaltungsartikeln an alle gebildeten Gemeindeglieder.

Aus dem bisherigen Inhalt:

Persönliches Christentum. — Der Christus der Geschichte u. sein Christentum. — Die religiöse Gleichgültigkeit. — Neuchristentum. — Was lehrte Jesus? — Gotteshilfe. — Die Feuerbestattung. — Von der inneren Mission. — Zeichen der Zeit. — Christentum und Malthusianismus. — Liberale Theologie. — Nietzsche. — Sittlichkeit vor und nach der Reformation. — Kirchenregimentliche Willkür in Preußen. — Die Berliner Kirchenwahlen. — Kirche und Sozialpolitik. — Der preußische Duellerlaß. — Der nationalsoziale Parteitag. — Ueber den Nationalsozialismus. — Vom sozialdemokratischen Parteitage. — Eine soziale Kontroverse. — Das wirtschaftliche Zurückbleiben der römisch-katholischen Staaten. — Von Stöcker zu Naumann. — Die Schulbibelfrage. — Volkshochschulkurse in Berlin. — Frau Sorge. — Trilby — In Nacht und Eis. Gemischte Gesellschaft. — Schwere Pflichten. — Entsühnt (Novelle). — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung. — Ferner ausführliche kirchliche Wochenschau und 14 tägig eine Litterarische Beilage enthaltend Besprechungen aus der neusten theologischen, sozialen, pädagogischen und belletristischen Litteratur.

Red.: Lic. Dr. W. Staerk, Halensee. Verlag: Georg Reimer, Berlin.

Probeweise Zusendung auf Verlangen einen Monat lang unentgeltlich und postfrei.

Pfeiffer PIANOS

Flügel, Pianinos, Tafelklaviere empfohlen von I. Fachaut. weg. groß. brillantem Ton, unverwüstlicher Mechanik, bester Stimmhaltung und **niedrigen Preisen.** Garantie. **Vorzugspreise** f. Herren Geistliche. **Zahlungserleichterung.** Aeltere Klaviere in Tausch. Illustr. Preisliste gratis. **J. A. Pfeiffer & Cie., Stuttgart,** Königl. württ. Hofpianofortefabrikanten.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Kellerei des Brüderhauses
Neuwied am Rhein.

Rhein- und Moselweine

von den billigsten Tischweinen bis zu den feinsten Gewächsen.

Bordeaux- u. Süd-Weine.

Specialität: **Cap-Weine.**

Näheres durch unsere Preislisten.

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

KURZER HAND-COMMENTAR
ZUM
ALTEN TESTAMENT

IN VERBINDUNG
MIT
I. BENZINGER, A. BERTHOLET, K. BUDDE, B. DUHM, H. HOLZINGER UND G. WILDEBOER
HERAUSGEGEBEN VON
D. KARL MARTI,
ORD. PROFESSOR DER THEOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BERN.

Lex. 8.

Subscription auf 20 Lieferungen.

Preis des ganzen Commentars in der Subscription M. 50.— bis höchstens M. 60.—.

Erschienen sind seit 5. Juli 1897:

Die Sprüche.
Erklärt von
D. G. Wildeboer,
Professor der Theologie in Groningen.

Preis **in der Subscription** M. 1.90.
Preis im **Einzelverkauf** M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Das Buch Hiob.
Erklärt von
D. B. Duhm,
Professor der Theologie in Basel.

Preis **in der Subscription** M. 3.60.
Preis im **Einzelverkauf** M. 4.80, gebunden M. 5.80.

Das Buch der Richter.
Erklärt von
D. K. Budde,
Professor der Theologie in Strassburg.

Preis **in der Subscription** M. 2.50.
Preis im **Einzelverkauf** M. 3.60, gebunden M. 4.60.

Das Buch Hesekiel.
Erklärt von
Lic. theol. **A. Bertholet,**
Privatdocent der Theologie in Basel.

Mit 5 Abbildungen.

Preis **in der Subscription** M. 4.—.
Preis im **Einzelverkauf** M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Genesis.
Erklärt von
Lic. Dr. **H. Holzinger,**
Stadtpfarrer in Münsingen (Württemberg).

Mit 1 Abbildung.

Preis **in der Subscription** M. 4.50,
Preis im **Einzelverkauf** M 6.—, gebunden M. 7.—.

Versandtbereit:

Die fünf Megillot
(Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Prediger und Esther).

Erklärt von
D. K. Budde, Professor in Strassburg i. E.
Lic. **A. Bertholet,** Privatdocent in Basel.
D. G. Wildeboer, Professor in Groningen.

Preis **in der Subscription** M. 2.70.
Preis im **Einzelverkauf** M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Von dem „Kurzen Hand-Commentar zum Alten Testament" liegen nun, 9 Monate nachdem er ins Leben getreten ist, bereits 6 Lieferungen und damit **beinahe der dritte Teil des Ganzen fertig vor.** Auch fernerhin wird das Werk in raschem Tempo vorwärts schreiten.

Bei dem für 20 Lieferungen in Aussicht genommenen Umfang von 200 bis 240 Bogen würden auf diese 6 Lieferungen 61 bis **73 Bogen** entfallen. Dieselben enthalten aber **84 Bogen.** Selbst wenn auch bei den ferneren Lieferungen eine ähnliche Umfangsüberschreitung stattfinden sollte, wird der angekündigte **Subscriptionspreis von höchstens M. 60.— keinenfalls überschritten.** (Forts. nächste Spalte.)

Das Werk wird also in der Subscription verhältnismässig noch billiger, als ursprünglich angekündigt worden ist.

Der niedere Preis wird hauptsächlich dadurch möglich, dass mit Rücksicht auf die vielen Besitzer der Kautzsch'schen Uebersetzung von der Beigabe einer eigenen Uebersetzung abgesehen worden ist. Jene ist jedoch für die Benützung des Kurzen Hand-Commentars ebensowenig erforderlich, als für den Hand-Commentar zum Neuen Testament die Weizsäcker'sche.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B, Leipzig, Tübingen.

Hammond
weitaus beste Schnellschreibmaschine

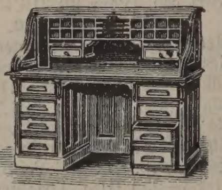
Das neueste Modell 2
vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. Wien II, Ob. Donaustr. 9.

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Indiskretion
und Diebstahl vermieden
durch Zeiss Schreibtische.



Union, original amerik. Tische mit **Rolljalousie,** welche den ganzen Tisch ohne Schlüssel schliesst.
Imperator, Tische mit **drehbaren** Seitenteilen, vollständige Ausnützung des Raumes.
Beste Ausführung garantirt.
Prospekte kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss, Hoflieferant,
Frankfurt a. M., Liebfrauenstr. 6.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Neue Kräme 21.

Soeben erschien:

Johannes Brahms sein Leben und seine Werke von Dr. Hugo Riemann, A. Morin, Prof. J. Knorr, Rich. Heuberger u. a., geb., 351 Seiten, Porträt, M. 5.—.

Beethoven's Symphonien m. Notenbeispielen erläutert von Prof. Dr. Helm, A. Morin, Dr. Radecke u. Prof. Sittard. Preis geb. M. 2.—.

Wagners Ring des Nibelungen mit Notenbeispielen erläutert von A. Pochhammer. Preis gebunden M. 2.—.

Einführung in d. Musik v. A. Pochhammer. 6. Taus. 187 Seiten, gebund. M. 1.—.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.

Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 14. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber den Dombau in Berlin; Das fünfzigjährige Jubiläum des evangelischen Handwerkervereins in München — Evangelische im Auslande: Aus Schweden; Das Nationalkonzil englischer Freikirchen in Bristol, 7. bis 10. März — Innere Mission: Liebesthätigkeit in Sachsen — Vermischte Nachrichten — Ergänzung zum Vorlesungsverzeichnis in Nr. 13

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig